J. Can. P.
112.

J[illegible]n. P. 112.

Bemerkungen.

<36626508970011

<36626508970011

Bayer. Staatsbibliothek

Freymüthige und kritische

Bemerkungen

über die

Pastoralvorlesung

des

J. M. Sailer

zu Dillingen,

das

Verhalten der Geistlichen in Rücksicht des Cölibatgesetzes betreffend.

Zur

Beherzigung der Bischöfe,

zum

Nachdenken aller Theologen und jungen Kandidaten,

auch zur

Warnung vieler Aeltern

verfasset und herausgegeben

von

einem katholischen Dorfpfarrer,

der gern alle seine Mitmenschen glücklich sähe.

Freyburg, 1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung
an ein geehrtes Publikum.

Nicht Tadelsucht, nicht Kritikenmacherey, sondern Eifer für die Religion Jesu Christi und das Beste der Menschheit war es, was diese Bemerkungen veranlaßte. Wäre nicht der Gegenstand so überaus wichtig, nicht so ganz enge mit der Glückseligkeit der Menschen verbunden, wäre es nur um irgend ein gelehrtes System zu thun;

so würden diese Bemerkungen ganz gewiß in ihrem Nichts geblieben seyn; so aber konte ich zu der nun gedruckten Pastoralvorlesung unsers geliebten Sailers unmöglich stillschweigen, zumal, da ich von der entsezlichen Schädlichkeit des Cölibats leyder! nur allzusehr überzeugt bin. Ich betheure es hier öffentlich vor dem Publikum, daß ich den Herrn Sailer als einen Mann verehre, der sich durch seine erbaulichen und kernhaften Schriften um dasselbe so sehr verdient gemacht hat, daß er über mein unbedeutendes Lob sowohl, als über meinen Tadel erhaben ist. Nein gewiß! tadeln wollt ich nicht, nur wegen der Wichtigkeit der

Sache

Sache selbst die Wahrheit suchen wollt ich. Ich gestehe sogar, daß ich wohl nie auf den Einfall gekommen seyn würde, über dis Werk kritische Bemerkungen zu machen, wenn es von einem weniger rühmlichen Mann geschrieben wäre, als er ist. Aber gerade sein grosses Verdienst, sein Ansehn beym Publikum, seine gründliche Gelehrsamkeit und tiefen Einsichten waren es, die mich zu deren Bekantmachung vollends bestim̃ten, weil ich die Vorlesung damit nicht zu vereinigen wuste; und ich würde sie würklich für eine seinem Namen untergeschobene Schrift halten, wenn nicht der eigne Stil ganz Herrn Sailer verriethe. Meine freymüthigen Bemerkungen

also können dem Ruhme des verdienstvolle- sten Mannes so wenig schaden, daß sie ihn vielmehr noch gewissermassen erhöhn. Uebri- gens wird man hier kein ausgeführtes theo- logisches Lehrsystem vom Cölibat, sondern nur Bemerkungen, durch obige Schrift ver- anlaßt, erwarten dürfen; indem ich jenes voraussetze.

Der Verfasser.

Frey-

Freymüthige und kritische

Bemerkungen

über

J. M. Sailers

Pastoralvorlesung

vom

Verhalten der Geistlichen in Rücksicht

des Cölibats.

Gelehrter Mann,

mein vielgeliebter Sailer!

Feurig durchströmte das Blut meine Adern, da ich eine noch ungedruckte Pastoralvorlesung über einen Gegenstand, der in so verschiedner Rücksicht einer der wichtigsten ist, von einem meiner Lieblingsautoren, einem Manne, der durch seine Vernunft und Glückseligkeitslehre vieles, sehr vieles, zu meiner und andrer Menschen Ruhe und Zufriedenheit beygetragen hat, einem Manne, der viele Gelehrsamkeit besizt, — von Dir meinem geliebten Sailer, verfasset las — voller Erwartung las — mit sehnender Begier ergriff ich die ganze Abhandlung; wie wenn einer, der beym schwulen Sommertage lange in der Sonnenhitze gegangen ist, endlich einer klaren Quelle erquickendes Wasser verschlingt: So wars mir, als ich Deine Vorlesung über das Verhalten der Geistlichen in Rücksicht des Cölibatgesetzes zu lesen begonn. — Vielleicht wird es den meisten, gewiß sehr vielen meiner Mitbrüder, die Dich aus Deinen wohlthätig beglückenden Schriften kennen, eben

so gewesen seyn; ein Beweis, daß Ihnen und mir die Entscheidung eines so wichtigen Gegenstandes, von einem so einsichtsvollen Manne bearbeitet, überaus interessant seyn müsse. — Ich gestehe es Dir, geliebter Mann! da ich die lezten Worte Deiner Vorlesung las: „Und es wird leicht wer„den in Deiner Seele;“ da entschlupften empfindliche Thränen meinem Auge. Wie schön, dachte ich, wie wohlmeinend! — möchte doch der Verfasser den edlen schönen Zweck bey Jedem erreichen, dem diese Schrift in die Hände fällt; es sey bey dem, der schon geistlich ist, oder bey dem, ders noch werden will. Allein, eben das ist es, woran ich noch zweifle; ich besorge sogar, daß sie bey einigen eine ganz verkehrte Würkung, als wozu sie bestimmt ist — zur Folge haben werde. Wirst Du es mir, geliebter Mann! übel deuten, wenn ich dir diejenigen marternden Zweifel und Einwürfe freundschaftlich entdecke, die mir bey kaltem Nachdenken über ihren Gegenstand und dessen Ausführung eingefallen sind? Doch wie kan ich das fürchten? Dein gutes Herz ist auf jedem Blatte Deiner Schriften zu lesen und Deine ganze Abhandlung über Vernunft- und Glückseligkeitslehre ist ja bestimmt, die Menschen, deine Brüder, weiser und glücklicher zu machen. Da Du also Tag und Nacht arbeitest, um Glück und Weisheit über Deine Mitmenschen zu verbreiten, wie könt' ich zweifeln, daß du nicht auch mich, einen Deiner gemarterten Brüder, durch weitre Entwickelung und Auflösung meiner, glaube ich, gerechten Einwürfe

würfe und Zweifel belehren und beruhigen wolltest? — Die Sache betrift nicht mich allein; wäre dis der Fall, kein Buchstabe sollte ihretwegen aus meiner Feder fliessen — nein, sie betrifft eine grosse ehrwürdige Menschenklasse. Es ist auch nicht allein die Rede von irrdischer Glückseligkeit, vom bürgerlichen Wohlseyn, von mehreren sinnlichen Gegenständen; sondern von einem Wohl oder Wehe, das sich auch auf den Geist, ja, auf eine ganze Ewigkeit erstrecket.

Je wichtiger sowohl hier für den Staat, als auch dort für die Ewigkeit die Folgen sind, die aus einer Lehre, oder einem Gesetze fliessen; je mehreren nüzlichen oder schädlichen Einfluß diese Folgen in das praktische Leben der Menschen haben, je enger damit das Wohl oder Wehe des Staats und nebst der zeitlichen auch die ewige Glückseligkeit einzelner Glieder verbunden ist: Desto gefährlicher ist auf einer Seite der Irrthum, desto mehr Nachdenken wird auf der andern erfodert, um ein solches Gesez festzusetzen, oder wenn eins da ist, über dessen Beybehaltung, oder Abschaffung, zu entscheiden; zumahl wenn der Gegenstand des Gesetzes auf Willkühr beruhet. — Nun aber, welche Lehre hat sowohl in Rücksicht auf den Staat, als auf die Ewigkeit, mehrere Folgen, welches Gesez stärkeren Einfluß in das praktische Leben der Menschen, vorzüglich der Geistlichen, als jenes, das diese ehelos zu bleiben anhält! Es ist also alles daran gelegen, zu wissen, ob die Folgen die=

ser Lehre für Staat und Religion vortheilhaft, oder schädlich seyn; ob das Gesez des Cölibats einen gesegneten oder fluchenswürdigen Einfluß in die Sitten der Menschen habe und eben darum können genaue Untersuchungen und freymüthige Bemerkungen in dieser Sache immerhin von erheblichem Nutzen seyn; denn ist das Uebergewicht vom Vortheil und Nutzen auf der Seite des Cölibats, so wird dieser auch die schärfste Untersuchung aushalten können, und dadurch nur im hellern Glanze erscheinen; im Gegentheil, ist das Uebergewicht vom Schaden und Verderben, auf seiner Seite, so hilft alle Vertheidigung desselben nichts, er ist und bleibt doch, was er ist, schädlich und verderbend; und wenn der Fall wäre, daß die Herrn Richter auf der einen Seite partheiisch urtheilten, und denen auf der andern despotisch Stillschweigen geböten, so wäre freye Untersuchung und grade Herzenssprache in einer Sache von solcher Wichtigkeit noch dringender und nothwendiger. Kurz, die wichtigste Sache von unendlichen Folgen, wie die des Cölibats ist, fordert Unpartheilichkeit, Einsicht, Gewissenhaftigkeit und weise Ueberlegung desjenigen, der darin sowohl für als wieder denselben entscheidet; denn entscheidet er für denselben, so arbeitet er vielleicht mit dran, tausend Menschen unglücklich zu machen und allerhand Unfug zu befördern — entscheidet er dawider; so hilft er vielleicht tausenderley Gutes vertheidigen und vielerley Böses einführen. Hier muß also zur Untersuchung und Auflösung des Räthsels jede äus-

sere

sere Politik, jeder zurückschreckende Umstand der Menschenfurcht, jedes Vorurtheil an die Seite gesezt und nach Vernunft und Religion, nach Einsichten und Erfahrungen, nach der gradesten Herzenssprache, ohne ängstliche Zurückhaltung einer für Viele bittern Wahrheit, gewissenhaft und redlich, wie vor Gottes Angesicht, geurtheilt werden. Sollte diese Gewissenhaftigkeit und grade Sprache des Herzens nicht billig in einem desto höhern Grade gehört werden, je grösser das Ansehn des Entscheidenden ist und je grössere Gewalt er sich dadurch über die Herzen andrer erworben hat? Ich denke: Ja. Er sollte um desto mehr Autorität, Vorurtheil, Gewohnheit und jede andre Rücksicht an die Seite setzen, um in diesem allerwichtigsten Punkte blos die Wahrheit zu finden, auch sie edelmüthig und ohne Scheu aufzudecken. — Ich meiner Seits — grosser Mann! wenn ich nicht lügen will, muß mit Lauber gestehen, daß ich zittre, wenn ich an die Folgen des Cölibats denke. Ich betheure hier vor dem allsehenden Gotte, daß ich den Cölibat eben so sehr vertheidigen wollte, wenn er heilige und unbescholtne Sitten in seinem Gefolge hätte, als ich ihm jezt das Wort nicht reden kan, da ich so nahe um ihn die schrecklichsten Verwüstungen wahrnehme. Gott, der meine Nieren prüft, sey mein Zeuge, daß nicht Befriedigung eigner Sinnlichkeit, sondern Eifer für die Ehre Gottes — Interesse der Religion — mich zu diesen Bemerkungen geleitet habe. — Mögen dann die Menschen aus Vorurtheil, oder unedler Politik sagen

und

und lachen, was, und wie sie wollen: Gnug, wenn ich nichts anders als die ewige Glückseligkeit — und warum nicht auch das zeitliche Wohl meiner Mitbrüder? suche; gnug, wenn das Gewissen mir Beyfall giebt. Mit dieser wahren und aufrichtigen Gesinnung wage ich es, Ihnen, bester Mann! in ihrer Vorlesung Schritt vor Schritt zu folgen und ohne allem Scheu, auch eignen Interesse, nach meiner besten Einsicht, zu bemerken, was für Gedanken bey Durchlesung dieser merkwürdigen Schrift auf meine Seele tiefen Eindruck bewürkten.

Herrn Sailers Sendschreiben an einen Freund.

Sie fragten mich, was bey den Gährungen und Meynungen für und wider Aufhebung des Colibätgesetzes in der katholischen Kirche der Vernünftige zu denken habe? Die Frage ist für mich nicht bestimmt gnug: ich will sie bestimmen und, in so fern sie unmittelbar praktisch ist, auflösen; denn ob die Kirche den Cölibat aufheben soll, oder nicht soll, das ist an sich noch ein theoretischer Satz, dessen Bejahung und Ausführung seiner Natur nach, noch sehr weit aussehend ist; lasset uns ruhig darüber des Dogmatikers, Kirchengeschichtforschers und Menschenkenners Meynung hören. Aber ganz praktisch und äusserst wichtig für jeden angehenden katholischen Geistlichen ist die

Frage:

Frage: Was soll ich junger angehender Geistlicher von der Aufhebung des Cölibats denken, wie soll ich mich bey der Gährung beyder Partheyen verhalten? Diese Frage und eine ähnlich damit verbundene: Welche Denkungsart und welches Verhalten ist für mich das einzig Vernünftige, ist von individueller, subjektiver, anschaulicher Wichtigkeit — und sie beantworte ich ohne alle andre Rücksicht, als blos auf das, was die Vernunft und das Interesse des Fragenden bestimt, nach reifer Ueberlegung und ganz vor Gottes Angesicht, auf folgende Weise:

Antwort.

Die Frage: Was bey den Gährungen und Meynungen für und wider Aufhebung des Cölibatgesetzes der Vernünftige in der katholischen Kirche zu denken habe, wollen Sie, weil sie Ihnen zu unbestimmt ist, bestimmen und, in so fern sie praktisch ist, auflösen. Den theoretischen Saz: ob die Kirche den Cölibat auflösen soll, oder nicht soll — ich setze hinzu: Die Säze, ob die Folgen desselben heilsam, oder schädlich, ob die zeitliche und ewige Glückseligkeit wenigstens sehr vieler damit bestehe, ob stete Enthaltsamkeit den Gegenstand eines auch nur mittelbaren Gesetzes ausmachen könne, ob die Kirche mahl Macht habe, ein Gesez, das mehr einreißt, als aufbauet, mehr zerstöret, als aufrichtet, einzu-

zusetzen; oder ob sie von dieser (noch bezweifelten) Befugniß nie habe Gebrauch machen wollen; (indem aufbauen und aufrichten zur wesentlichen Kraft eines jeden Gesetzes gehört) endlich, ob nicht die Ehe, unter gewissen Umständen, nach dem ewigen Naturgesetze und selbst nach der Lehre Jesu Christi Pflicht und Schuldigkeit sey: Diese theoretischen Sätze wollen Sie den Dogmatikern, den Geschichtforschern, den Menschenkennern überlassen, um ihre Meynung darüber abzugeben. Allein, geliebter Mann! wie kan der Vernünftige sein Leben nach einer Lehre, Regel, oder Verordnung praktisch einrichten, welche ihm theoretisch falsch, schädlich, oder gar unerlaubt deucht, von deren theoretischen Wahrheit er wenigstens keinesweges überzeugt ist. Die Theorie, ob etwas gut oder böse, erlaubt, oder unerlaubt, nüzlich oder schädlich ist, muß ja den Menschen zu den verschiedenen freien Handlungen hinlenken und gewissermassen, nach vorgängig eignen Ueberzeugungen, bestimmen; gleichwie ihn die Theorie vom Wahren und Falschen, Glaublichen oder Unglaublichen, zum Beyfall, oder Abfall, glauben, oder nicht glauben, bestimmt. Wird sich das Herz lenken lassen, wenn nicht die Fackel der Vernunft vor- und theoretische Ueberzeugung dem Verstande einleuchtet? Vollends ist das bey jeder Sache ausgemacht, welche unsrer natürlichen Neigung so sehr zuwider ist und wo eben deswegen die mächtigsten Vernunftgründe nöthig sind, um im praktischen Leben wieder alle

Reizun-

Reizungen des Fleisches, Anlockungen der Wollust und heftigsten Versuchungen standhaft zu bleiben? — Lassen sich doch die Bauren nicht einmal mehr durch blosse Machtsprüche zu dieser oder jenen, auch leichten, Unternehmung anhalten, wenn man sie nicht zuvor vom guten und nüzlichen derselben völlig überzeugt hat; und ein Vernünftiger sollte ohne theoretischer Ueberzeugung handeln? Nein! so lange nicht die gewisseste Ueberzeugung im Verstande vorausgehet, so lange nicht das gute, nüzliche und wahre in der Theorie einleuchtet; so lange hilft jede praktische Vorschrift nichts, so lange wird sich das Herz unmöglich lenken lassen. Ach! unsre Leidenschaften laufen so schnell und unsre Vernunft kommt mit ihren bleiernen Füßen fast immer zu spät, auch da sogar, wo die Unerlaubtheit der Handlung dem Verstande sonnenklar einleuchtet und selbst das innre Gefühl den Verstand unterstüzt. Wie wird es dann gehen, wenn man seiner Natur Gewalt anthun und sich nach einer Lehre bequemen soll, die nach unsrer Privat-Einsicht nie die Lehre Jesu Christi war; nach einem Gesetze, das ungerecht, barbarisch und Seelenverderbend zu seyn scheint. Lassen wir folgenden Fall setzen, der gewiß nicht unmöglich, ja vielleicht schon mehrmalen geschehen ist *).

Der

*) Ich habe diesen theologischen Fall in eine Geschichte eingekleidet und mich darüber darum etwas weitläufiger erklärt; weil die darin aufgeführten Hauptpersonen dem Herrn Sailer ihre Einwürfe machen sollten.

Der junge auch gelehrte Kajus bekommt eine Pfarre. So eifrig er sich auch bezeigt, im Weinberge Gottes zu arbeiten, so heilig auch alle seine Absichten sind und so vergnügt er auch übrigens ist: So fühlt er doch von Tage zu Tage eine Sehnsucht nach etwas, das ihm fehlt. Er hat zwar heftige Versuchungen des Fleisches — denn er war bisher ein gesunder und starker Mann — aber er widerstehet denselben mit Gewalt. Nach und nach aber verfällt er in Melancholie, wird mürrisch, seine gesunde Farbe verschwindet; ja, er wird endlich so schwach, daß er sich gezwungen sieht, sein Amt durch einen andern verwalten und den Arzt zu sich rufen zu lassen. Der Arzt kommt, untersucht seine Lebensart und findet, daß gerade seine strenge Enthaltung allein die Ursache seiner Krankheit sey. Dieser entdeckt ihm das, schreibt ihm jedoch Arzneyen vor, die ihn bald wieder herstellen. Allein, eine gewisse Art von Unruhe, Niedergeschlagenheit und mürrischem Wesen bleiben an ihm haften; er wird von Tage zu Tage träger, unfreundlicher und unaufgelegter zur Erfüllung seines Amts. Schon fühlt er die Vorboten der vorigen Krankheit in seinen Gliedern. Jezt fängt er an, ernsthaft über seinen Zustand nachzudenken. Bist du nicht, spricht er zu sich selbst, nach dem Gesetze der Natur und Gottes schuldig, deine Gesundheit zu erhalten? nicht schuldig, deinen guten Namen in Erfüllung deiner Pflichten zu erhalten zu trachten? Wirst du nicht durch deine strenge Enthaltung immer unthätiger — nicht endlich dein eigner Mörder werden?

Gott!

Gott! was hab ich zu thun, wie soll ich mir helfen? handle ich wider die Enthaltsamkeit, so übertrete ich das Gesez der Kirche — Bleibe ich in meinem gewaltsamen Zustande; so übertrete ich das Gesez der Natur. Dieses überwiegt jenes und wenn zwey Gesetze auf einen Fall anwendbar sind, ist man verbunden, eher dem Gesetze der Natur, als jenem der Kirche zu folgen. Folge ich nun diesem, so bin ich offenbar ein Selbstmörder — folge ich jenem, so mache ich mich vor der Welt lächerlich und verhaßt, setze mich auch der Verfolgung aus. Was also zu thun? mich vom Priesterthum dispensiren lassen? — auf meine Würde Verzicht thun? Beydes wird mir nicht zugestanden. Mit diesen wunderbaren Gedanken und tausenderley sich durchkreuzenden Grillen läßt er sich zum Sempronius, einem seiner Mitbrüder, der schon vorher Freundschaft mit ihm gesucht und den Ruf eines Gelehrten hatte, hinfahren, mit dem festen Vorsatze, ihm seine heimlichen Herzensangelegenheiten, wie in einer Beichte, zu entdecken. Dieser Herr Konfrater nun war heimlich — soll ich sagen, zum Glücke oder Unglücke seines Freundes? — einer der abgesagtesten Cölibatsfeinde. Kaum war Rajus da und freundschaftlich in eine Laube geführt, als er schon anfing, unter einem Strom von Thränen dem Freunde seinen Herzenskummer zu entdecken und ihn zu bitten, denselben als eine Beichtsangelegenheit vor andern zu verschweigen. — Sein Freund äusserte hierauf: — Du bist in einem zu verwirrten Zustande, als daß

 ich

ich dir jezt einen vernünftigen Rath ertheilen könte. Aber hier — er war hingegangen und hatte es von seiner Bibliothek gehohlt — hast du ein Buch, das lis bedächtlich, nicht Stückweise, sondern im Zusammenhange durch — er gab ihm den Frommberger *) — Setze auf einen Augenblick sowohl deine Leidenschaften als auch die theologischen Vormeynungen bey Seite; rufe die ewige Weisheit um Erleuchtung an, darnach will ich weiter dein Rathgeber seyn. Kajus sezte alles dieses ins Werk. Aber sein eigner Zustand hatte ihn schon in allzu grosse Verlegenheit gesezt, schon allzu starke Gründe wider das Cölibatgesez ihm eingeflößet, als daß die in diesem Buche ausgeführten Gründe nicht völlig bey ihm das Obergewicht behalten haben sollten. Die Gründe des Frommbergers mögen nun ächt oder nicht ächt seyn; gnug: Sie waren es bey ihm. Selbst die bürgerliche Ehe, und der Satz, daß es gerade zu eben nicht Pflicht des Christen sey, dieselbe als Sakrament zu empfangen (woran er sich erst gestossen hatte) wurden ihm nach reiferem Nachdenken immer mehr und gar zulezt bis zur Ueberzeugung einleuchtend; und weil er sich zuvor zwischen zween Klippen befunden hatte, wo er weder der einen noch andern entgehen konte, ohne sich an beyde zu stossen: So entstand nach und nach der feste Entschluß bey ihm, sich zu dem zu entschliessen, was Sie — geliebter Sailer! eine so fürchterliche Doctrin nennen, nemlich — zur heimlichen Ehe. So entschlossen

ver-

*) Ueber die Bürgerehe.

verfügt er sich nochmals zu seinem Konfrater. Ich bin völlig — rief Kajus ihm entgegen — völlig überzeugt. Und wovon? mein Freund! — Davon, daß es mir erlaubt, ja sogar in den Umständen, worin ich mich befinde, Pflicht für mich sey, zur heimlichen Bürgerehe zu entschließen! Lesen Sie die Abhandlung des Freymüthigen über die evangelischen Räthe, die ich nun auch zu lesen das Glück hatte. Ich will Ihnen eine Stelle, die sehr auf meine Lage paßt und die ich eben deswegen genau behalten habe, daraus anführen. Nachdem er den bestimmtesten und richtigsten Begrif von dem Rath überhaupt untersucht und festgesezt hatte; so heißt es: „Mir scheint es überflüßig zu „seyn, den biblischen Sinn eines Rathes vom phi„losophischen zu unterscheiden. Der Rathgeber, „er sey Apostel oder Philosoph, sagt jedesmal sei„ne Meynung, und also kan der Rath nie etwas „anders seyn, als ein blosses Gutachten, wodurch „derjenige, dem er gegeben wird, veranlaßt wer„den soll, selbst zu untersuchen, welche aus zwey „entgegengesezten Handlungen, z. B. Allmo„sen geben, oder nicht geben, heirathen, oder le„dig bleiben, sein Recht vor Gericht behaupten, „oder das Unrecht dulden u. s. w. seiner und der „allgemeinen Wohlfarth zuträglicher, folglich ge„boten sey. Wenn Paulus sagt: Es ist, we„gen der bevorstehenden Noth, besser ledig zu „bleiben, als zu heirathen — und doch hernach „wieder: Es ist besser heirathen als Brunst lei„den; so mag Jeder die bevorstehende Noth, mit

„allen Unbequemlichkeiten des Ehestandes und Be-
„quemlichkeiten des Cölibats auf die eine, und die
„Brunst, die er leidet, mit allem, was den Ehe-
„stand reizend und den Cölibat unangenehm und
„gefährlich macht, auf die andre Wagschaale le-
„gen und dann selbst sehen, welche Schaale steigt
„und welche sinkt; aber dann ist es ihm nicht er-
„laubt, gegen den Augenschein und gegen seine
„Ueberzeugung zu handeln. Er darf nicht sagen:
„Die sinkende Schaale ist leichter, als die steigen-
„de, oder umgekehrt. Die sinkende Schaale ist
„ihm Gesez." Freund! ich habe gewogen. O!
wie weit sinket die Schaale, in welche ich meine
Brunst und die Gefahren gelegt habe, denen mich
der Cölibat aussezet! So weit, daß diese beyna-
he nicht tiefer sinken und die entgegengesezte nicht
höher steigen kan. Ich sehe also kein anders Mittel
vor mir, um mich dem Verderben zu entreissen, als
dem Rathe des Frommbergers zu folgen, der
für mich Pflicht, würkliche Pflicht wird. Nicht
so übereilt, versezte Sempronius, vielleicht hat
hier nur Leydenschaft gesprochen, vielleicht hat
deine Seele diesen Entschluß nicht mit ruhiger Ue-
berzeugung gefasset. Ehe ich dann weiter zu et-
was rathe, so lese man zuvor noch den Zacharias
und Pistabo, welche vielleicht stärkere Gründe für
den Cölibat, als Frommberger und andre wi-
der denselben, aufstellen; also noch einmal unter
dem Beystande Gottes nachgelesen und verglichen:
Man kan in einer so wichtigen Sache, wovon die
ewige Seligkeit abhängt, nicht zu vorsichtig seyn.
Viel-

Vielleicht wird es Ihnen, nachdem Sie diese Schriftsteller gelesen haben, stracks gereuen, blos auf das Ansehen eines Frommbergers einen so gefährlichen Entschluß gefaßt zu haben. Kajus fand sich durch diese Rede seines Freundes betroffen: Ey! sprach er, mit einer Miene, in welcher sich eine Art von Mißtrauen gegen seinen Freund äusserte; Sie haben mich auf einen Weg verholfen, auf dem ich, ohne zu straucheln, fest überzeugt wurde; und jezt wollen Sie mich wieder in Labyrinthe führen? hab ich ja doch schon unsre Theologen gelesen; und was kan — wie heist er? Ja! Pistabo, mehr sagen, als die gesagt haben? Keines Theologen Gründe überwiegen jene eines Frommbergers, vorzüglich in demjenigen Zustande, worin ich mich befinde. Wird also ein Pistabo wohl vermögend seyn, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen? — Könte wohl seyn, mein Freund! Pistabo handelt ausdrücklich nur vom Cölibat und wider die Feinde desselben. Eine Abhandlung aber, die sich nur blos allein die Verfechtung des Cölibats zum Endzwecke sezt und worin alle Gründe für denselben zusammengestellt werden, macht leicht einen stärkeren Eindruck, als das, was der Theolog nur im vorbeygehen davon sagt. Setzen Sie kein Mißtrauen in mir, mein Freund! Ich meyne es in der That redlich mit Ihnen, behalten Sie, nachdem Sie die Gründe auch dieser Männer geprüft haben, Ihre vorige Ueberzeugung, so ist ja noch nichts für Ihren Entschluß verloren; im Gegentheil, Sie gewinnen so viel dabey, als Ihre

Ueberzeugung fester wird. In welch ein unabsehbares Unglück aber würd' ich Sie gestürzt haben, wenn ich Ihren Entschluß, zur heimlichen Ehe zu entschließen, gut geheissen hätte, und Ihnen dann früh oder spät ein Zacharias, Pistabo, oder ihres gleichen, in die Hände gefallen wären, die Ihnen Zweifel und damit folternde Gewissensbisse erregt hätten. Sie sind die handelnde Person, und wissen als Theolog eben so gut als ich, wie genau das Sündhafte oder Verdienstliche der menschlichen Handlungen von der Vorstellung des Gewissens abhange. Sie haben Recht, mein Freund! versezte Kajus. Ich will untersuchen, redlich, wie vor Gottes Angesicht untersuchen, und alles erwegen. — Nicht lange nachher kam Kajus mit triumphirender Miene zurück. Pistabo — rief er, o! der stärket mich noch mehr in meinem gefaßten Vorsatze. Anstatt die Gegengründe zu entkräften, giebt er ihnen noch stärkere Ueberzeugungskraft. Viele derselben übergehet er ganz, zweifelsohne, weil er nichts dawider zu sagen weiß; denn würde er sonst wohl davon geschwiegen haben? Andre Gründe sind nur scheinbar, andre gar kindisch und lächerlich, noch andre, die besonders welche sich auf Geschichten gründen, lassen sich gerade zu wider ihn selbst mit leichter Mühe anwenden. Ja freylich, parturiunt montes — Römischer Mann! parturiunt alpes . . . . . Nun nahm er den Zacharias in die eine und den Pistabo in die andre Hand, und hielt einen langen Monolog über dieselbe. Ich müßte ein dickes

Buch

Buch schreiben, wenn ich alles wiederholen wollte, was Rajus einzuwenden hatte. Ich eile zum Ausgange der Geschichte. — Sempronius wünschte dem Rajus Glück und entdeckte ihm nun auch seine ganze unbekant gebliebne Gemüthslage und Denkungsart. Auch ich, sprach er, habe mich schon längst nicht so blindlings, sondern aus wahrer Ueberzeugung von der Erlaubtheit, ja von der Pflichtmäßigkeit meiner Handlung heimlich verheirathet. Um aber bey einer unedlen und die Menschheit entehrenden Politik einen Deckmantel zu brauchen, und zugleich meiner in diesem Stücke noch mit dem alten Vorurtheil, als wären wir Pfaffen lauter Engel, (oder als wenn Enthaltsamkeit uns dazu mache,) eingenommenen Gemeine kein Aergerniß — kein scandalum pusillorum — zu geben; so verband ich mich mit einer Person, die in N. eine halbe Stunde von hier wohnte, einem Mädchen von gutem Stande und vortreflicher Erziehung, die auch vernünftig, belesen und tugendhaft war. Um diese unschuldige Person nicht zum Laster zu verführen, hielt ich eine geraume Zeit eine Art von katechetischer Unterredung mit ihr über den Frommberger, und hatte das Glück, sie zu derselben festen Ueberzeugung zu bringen, die ich mir verschaft hatte. Ihr fehlte ein Mann, den sie ihrer kümmerlichen Umstände wegen nicht so leicht bekommen hätte, denn für den gemeinen Mann hatte sie zu viel feine Erziehung und für den vornehmern war sie zu arm. Sie hätte vielleicht ohne mich eine Neigung zum

Kloster lügen, und eine Nonne werden müssen, um ihre Tage zwischen vier Mauren unter Harm und Seufzen zu verträumen und zu vertrauern. Mir fehlte aus mancherley Ursachen eine Frau und ich hätte keine bessere antreffen können, als eben meine Mariane. Mußte es nicht ein schönes Schauspiel vor den Augen eines guten Gottes seyn, daß er zwey seiner Geschöpfe dem Elend entrissen und nach ihrer Art glücklich werden sah? — Von der Zeit dieser Verbindung an hatte ich mich mit keinen Grillen und Alfanzereien mehr herumzuschlagen, die mich ehedem mitten in meinen Amtsverrichtungen und selbst an der heiligen Stäte des Altars gestört hatten. Die Einsamkeit, die mir je zuweilen — denn wer kan allzeit lesen und beten? — zu einer Hölle ward und die recht gemacht war, um meine Grillen zu unterhalten, gewährte mir jezt ruhiges Vergnügen und stilles Nachdenken. Ich fing jezt an, mich bey meiner Gemeine mit einem Eifer, der beynahe bis zum Enthusiasmus stieg, in ein heimliches Ansehn zu sezen. Ich besuchte die Kranken österer, betete inbrünstiger und anhaltender zu Gott, las auferbauliche Messen und ging die Woche durch, anstatt sonst nur einmal, jezt dreymal in die Schule. Vor allem ließ ich mir die Sorge für die Armen sehr angelegen seyn. Ich ließ mehrere Kinder kleiden, sie frey in die Schule gehen und ein Handwerk lernen. Mein Pastorat ist so ziemlich einträglich und ich habe zum Glücke noch ein ansehnlich väterlichs Vermögen; ich konte also dieses ohne

ne großem Schaden thun. Kurz, die ganze Gemeine gewann mich so lieb, daß, wenn sie auch aus dem Umgange, den ich mit Marianen unterhielt, etwas Verdächtiges gemuthmasset, sie mir diesen Fehler gern übersehen und entschuldigt hätte. Ausserdem war mein einmal erworbenes Ansehn zu groß, meine Lebensart schien ihr zu heilig, als daß sie auf uns auch nur den mindesten Verdacht geworfen haben sollte; man sah mich nicht anders, als wie so vieler Armen, so auch als der Mariane Wohlthäter an. Indessen kam meine Mariane in gesegnete Umstände; ich müßte sehr dumm gewesen seyn, wenn ich dieses nicht frühzeitig vorausgesehn und solche Anstalten getroffen hätte, die der Gemeine keinesweges errathen liessen, was mit ihr vorgehe. Ich hatte nemlich in der Hauptstadt einen Freund, auf den ich mich, wie auf meine eigne Seele, verlassen konte. Diesem entdeckte ich meine Umstände, oder vielmehr er wuste sie schon durch meine vormaligen Gesinnungen, die wir uns so oft in den vertrauten Stunden der Freundschaft mitgetheilt hatten. Was diesen Umstand begünstigte, war, daß er gar kein bigotter, sondern vernünftigdenkender, überaus gutherziger Mann und noch gewissermassen ein Verwandter von Mariane war. Dieser nahm sie in sein Haus als seine Base auf; sie verreisete unter dem Vorwande, ihre Verwandten zu besuchen. In diesem Hause nun hielt sie sich, so viel es thunlich war, heimlich auf, und sie ward, ohne vielem Aufsehn, von einer Tochter entbun-

den.

den. Auf diese Art hab ich fünf Kinder mit ihr gezeugt, wovon nun noch zwey Knaben und ein Mädchen am Leben sind, deren jedes bis ins achte Jahr gut bey meinem Freunde aufbewahrt war und die ich nach und nach als meine Vettern und Nichten zu mir nahm. Nachmals, als keine Gefahr einer Schwangerschaft mehr vorhanden war, nahm ich auch Mariane förmlich als meine Haushälterin zu mir; und so sehen wir uns, ich als Vater, sie als Mutter von drey gesunden und muntern Kindern, die wir auf die unschuldigste Art bey uns haben, glücklich und vergnügt. — Es läßt sich von selbst schon leicht vermuthen, was Kajus nun gethan haben werde. Er that ganz natürlich, jedoch unter andern Umständen und mit andern Maaßregeln der Vorsicht — kurz nachher dasselbe, was Sempronius schon so glücklich unternommen und ausgeführt hatte.

Diese sehr wahrscheinliche Geschichte mag nun so geschehen, oder nicht geschehen seyn, das thut zur Sache nichts. Gnug, daß sie sich, unter dieser oder einer andern Gestalt, unter diesen oder andern Umständen, mehrmals zugetragen hat, und noch zuträgt — man mag auch über den Kajus und Sempronius Kritiken machen, so viel man will; man mag sagen: Sie haben sich den Verstand und Willen durch die

Nei-

Neigung zum andern Geschlechte verleiten lassen; man mag, geliebter Sailer! Ihre ganze schöne Abhandlung vom Einfluße des Willens auf den Verstand und umgekehrt, zu ihrem Nachtheile auf sie anwenden; gnug: daß sie das nun einmal sind, was sie sind. Ich bestehe hier nur auf die Frage: Ist die Pastoralvorlesung nur einigermassen fähig, einen Kajus und Sempronius auf andre Gedanken zu bringen und die Konkubinen, wenn man sie so nennen will, von sich zu schaffen; oder wird dieselbe sie nicht noch mehr in ihrer Lebensart bestärken?

O! mein geliebter Sailer! geben Sie diesen beyden — und ich darf kühn hinzusetzen — noch tausenden andern in ihren verschiednen Situationen — praktische Vorschriften, stellen Sie ihnen die weisesten Maaßregeln und stärksten Beweggründe in der herzrührendsten Sprache vor; seyn Sie ihnen ein andrer Salomon; werden Sie aber etwas ausrichten? Ich zweifle, ob auch nur bey einem einzigen dis etwas nützen werde. Aber das weiß ich gewiß, daß Ihre Pastoralvorlesung, so herzrührend sie auch immer ist, bey diesen beyden grade die entgegensezte Würkung von dem, was der Endzweck derselben ist, hervorgebracht und sie in ihrer einmal angefangnen Lebensart noch mehr bestärkt und beruhigt haben würde; denn sie würden ungefehr so darauf antworten:

Kajus und Sempronius an den Herrn Sailer.

Herr Sailer will die theoretische Frage: Ob die Kirche den Cölibat aufheben soll, oder nicht soll — dem Dogmatiker, dem Kirchengeschichtforscher und Menschenkenner, zur Beantwortung, überlassen. Wer ist aber mehr Dogmatiker, mehr Kirchengeschichtforscher und wer offenbar ein besserer Menschenkenner, als er? Wie konte er, ohne ein vollkomner Menschenkenner zu seyn, eine Glückseligkeitslehre schreiben, die in ihrer Art das vollkommenste Muster seyn würde, wenn nicht die vorgefaßte Meynung vom Cölibat grosse Lücken darin gelassen hätte? Wir haben auch das Büchlein gelesen: Laute aus dem Leben eines Edlen — Neumillers Freunden gewidmet. Vom Herrn Sailer neulich herausgegeben. Aus dem Ganzen kan man nichts anders schliessen, als daß sein Freund Neumiller bey einer herrlichen Anlage zur Tugend und Wissenschaft ein grosser Hypochondrikus gewesen und daß eben melancholische Schwermuth seinen Tod nicht wenig mag befördert haben. Die Ursache aber seiner Hypochondrie ist auch, nach meiner wenigen Menschenkentniß zu urtheilen, hier und da deutlich gnug an den Tag gelegt; denn, was verräth das naive Gedichtchen des Neumillers, betitelt: das Eden der Psyche? — freylich nur ein Ideal; aber woraus entstehet eher und

österer

öfterer Schwermuth, als aus den unbefriedigten Idealen der Phantasie? Das Gedichtgen selbst lautet so:

Liebliche Gestalt, wohin —
Ach! verfolgst du mich,
Wo ich immer immer bin,
Schwebest du um mich.

* *
*

Wenn in stiller Mitternacht
Tief in Schlaf gelegt
Niemand mehr auf Erden wacht,
Nichts um mich sich regt:

* *
*

Wach ich einsam noch, und matt;
Und wenn alles sich
Längst im Schlaf vergessen hat,
Denk ich noch an dich.

* *
*

Und mein Auge decket kaum
Sanfte Schlummersruh,
O so führt ein süsser Traum
Mir dein Bildniß zu.

* *
*

Freude strömt mir dann durchs Herz.
Hin ist Schlaf — und ach!
Ach! dein süsses Bild — und Schmerz
Wird dann mit mir wach.

* *
*

Feuer-

Feuerfunken dieser Art zeigt Herr Neumiller noch mehrere in den vom Herrn Sailer gesammelten Gedanken und es wundert uns sehr, daß Herr Sailer seinen Freund Neumiller, als einen Priester, so etwas zu der Zeit sagen läßt, wo er den Geistlichen Verhaltungsregeln in Rücksicht des Cölibats vorschreibt. Warum tröstete aber Herr Sailer diesen seinen jungen Freund nicht aus der Glückseligkeitslehre? Warum konte er nur nach seinem Tode sagen: Ins bessere Land mit ihm? O! die vorgefaßte Meynung vom Cölibat ließ das Blatt leer, worauf vielleicht die einzigen Gründe gestanden haben würden, die den in der That edlen Neumiller am allerwürksamsten hätten trösten und zum Leben ermuntern können; und dieses leere Blatt — sollte es nicht für tausend andre Geistliche das schöne Buch von der Glückseligkeit unwürksam und kraftlos machen? Wird Herr Sailer auch zu seinen jungen theologischen Zöglingen und geistlichen Lesern sagen können, was Gellert den Führer des liebenswürdigen Jünglings, Orests, zu ihm sagen läßt? — Die Stelle ist zu schön, als daß ich sie nicht ganz hersetzen sollte. — Brauchen Sie alle menschlichen Mittel: Fleiß in Geschäften und Mäßigkeit; widerstehen Sie dem ersten Gefühle der Neigung, widerstehen Sie dem ersten Bilde der Einbildungskraft und fliehen Sie die gefährliche Einsamkeit,

keit, die diese Bilder ausmalet. Seyn Sie schaamhaft, nicht bloß in Gesellschaft, sondern auch im Umgange mit sich allein. Die Schaamhaftigkeit ist die Hüterin, die uns die Vorsehung zur Bewahrung der Unschuld ins Herz gelegt hat. Wir würden der Wollust, die so vielen Reitz hat, ohne diesem Schutzgeist schwerlich widerstehen können. Vertreiben Sie diesen Engel nicht aus Ihrer Seele; er hilft Ihnen siegen. Sie sind zwar zu edel, als daß Sie sich erst durch den Gedanken: Die Wollust kan meine Gesundheit verletzen, mir Martern und Schändungen des Körpers zubereiten, zurückhalten müsten. Und dennoch vergessen Sie der tragischen Beyspiele nie, die auf dem Pfade der Wollüste zu einem frühen und schrecklichen Tode geeilet sind. -- Ich weiß es, lieber Orest! wie schwer diese Opfer der Tugend sind. Die reizendsten Neigungen der Natur dämpfen, o! das ist mehr, als Wälle ersteigen und Heere erlegen. Aber bedenken Sie: Die unschuldigen Freuden der Liebe sind Ihnen nicht versagt, nur die zügellosen. Sie sollen die Freu-

den der Liebe und Freundschaft künftig in den Armen einer schäzbaren und Sie liebenden Gattin erwarten und ein desto glückseligerer Mann werden, je unschuldiger der Jüngling war. Wird Herr Sailer das zu seinen Zöglingen, das in seiner Glückseligkeitslehre zu den Geistlichen sagen können? Und wenn ers nicht kan, wird ihm nicht einer der mächtigsten Antriebe mangeln, um sie von dem Pfade tödtender Wollüste und den verheerenden Ausschweifungen mit Nachdruck zurückzuhalten? Die reizendsten Neigungen der Natur dämpfen, ohne Hoffnung, sie auch auf die erlaubteste und eingeschränkteste Weise befriedigen zu können; o! das ist mehr, als Wälle ersteigen und Heere erlegen, wahrhaftig mehr. So lange unser Herr Sailer nicht der Lehrer geistiger Engel wird, so lange er der Führer von Menschen bleibt, die aus Geist und Körper zusammengesezt sind, aus Geist und Körper, deren Bedürfnisse in der genauesten Verbindung stehen und vom weisesten Schöpfer darin gesezt sind: So lange werden seine schönsten Beweggründe leichte Wasserblasen seyn, die zwar auf einen Augenblick mit allen Farben des Regenbogens aufs schönste spielen; aber sehr bald vom geringsten Winde der Leydenschaft zerplatzen und keine Spur ihrer Kraft zurücklassen. O! unser unbeständiger Wille — dürfte vielleicht mancher in der Todes-

angst

angst bangen Gefühlen beten — welcher heute zum Guten, morgen zum Bösen geneigt ist. Und damit ich dem Kajus und Sempronius auch einmal in die Rede falle: Wenn ich nicht befürchtete, zu weitläuftig zu werden, so würde ich hier die theils lächerlichen und burlesken, theils traurigen Phänomenen aufstellen, die ich bey einem vierjährigen Aufenthalte in einer berühmten und grossen Pflanzschule junger Geistlichen, so wenig ich damals auch noch zum Beobachten fähig war — dennoch beobachtet zu haben, mich noch deutlich erinnre. Ich will es darum bey der Anmerkung bewenden lassen, daß vielleicht keines von diesen Phänomenen zum Vorschein gekommen wäre, wenn der strenge und heilige Vorgesezte weniger streng und gewissermassen weniger heilig gewesen wäre und er gegen seine Zöglinge in der Verfassung gestanden hätte, worin der Lehrer zu seinem Orestes stand. — . . . Das Kind, das mit Geschrey und Ungestüm ein scharfes Messer verlangt, wird sich mit allen Vorstellungen der Mutter, nicht einmal durch die Ruthe, allenfals nur so lange als diese vor seinen Augen liegt, stillen lassen; wird ihm aber die Mutter einen andern Gegenstand z. B. einen schönen Apfel, vorlegen, welcher stärker das Begehrungsvermögen des Kindes reizet, so wird es das schädliche Messer gar willig fahren lassen und nach dem andern ihm zuträglichern Gegenstande lüstern werden. Die dummste Kinderwärterin bedient sich alle Tage dieses Kunstgriffs, um das Kind mit

guter Manier von dem was ihm schädlich ist, ab- und zu dem, was ihm nüzlich ist, hinzulenken. Was aber sind wir sinnliche Menschen anders, als lüsterne Kinder, besonders dann, wann die betrüglichen Bilder der Phantasie, wann die Leydenschaften mit ins Spiel kommen. Der einzige Unterschied ist nur im Alter und im Gegenstande der Individuen anzunehmen. Wie wird also der Menschen- und Herzenskenner seine grossen Kinder nachdrücklicher von dem ablenken, was Ihre Glückseligkeit zerstört, und zu dem hinlenken können, was dieselbe befördert, als wenn er sich auf eine ähnliche Art, eben desselben Kunstgriffs der Kinderwärterinnen bedient, um dem nur zu sinnlichen Menschen andre sinnliche, aber sein Begehrungsvermögen stärker reizende Gegenstände, deren Anblick ihm zuträglicher ist, vorzustellen? Ohne diesem Kunstgriff, den vielleicht die meisten allzugeistigen, nur für die Seele ganz ausser der Verbindung des Körpers sorgenden Moralisten am wenigsten in die rechte Würkung zu setzen wissen, dürften die grossen Kinder eben so beschwerlich vom Verlangen nach solchen scharfen Messern abgehalten werden, als die kleinen; und die Zwangsruthe dürfte wohl bey jenen keine andre Würkung äussern, als bey diesen. Will man mir die Vernunft der Grossen entgegen setzen; o! wo bleibt die in dem Gewühle der heftigsten Leydenschaft, in dem Reize der natürlichsten Neigungen?

Wird nun die Pastoralvorlesung einen Rajus und Sempronius in ihrer einmal angefangnen Lebensart, wie aus ihren weiteren Einreden noch deutlicher erhellen wird, — noch mehr bestärken und beruhigen; so wird sie auch für keinen Domherrn bey fetter Pfründe, (der nur über solche Aeusserungen lacht) für keinen andern Geistlichen, ja nicht einmal für den geringsten Landpfarrer, der nun einmal das Joch des Cölibats, aus Schwachheit oder Verzweifelung, abgeworfen hat, von erheblichem Nutzen seyn. — Doch mehr hievon in dem Verfolge.

Herr Sailer ist ausgemacht ein Menschenkenner; und er konte doch in seiner Pastoralvorlesung solche praktische Vorschriften geben, die, wie jeder andrer Menschenkenner eingestehen wird, nothwendig ohne Nutzen, wenigstens nicht von ausgebreitetem Nutzen, ja sogar für Viele von Nachtheil seyn musten. Wie läßt sich dieses zusammenreimen? Rajus und Sempronius würden sagen — denn ich lasse Sie nun selbst wieder reden — Freylich hat der Mann aus einem guten Herzen geredet, um die immer mehr und mehr einreissenden Unordnungen, nach seinem Vermögen, zu verhindern; und wir möchten beynahe mit Gewißheit behaupten, er habe, da er seine Pastoralvorlesung schrieb, aus gutem Herzen, das Joch des Cölibats seinen Brüdern vom Halse gewünscht, ja sogar das Ungerechte, Drückende, Gefährliche und Seelenverderbende desselben gar

 wohl

wohl eingesehn, sich aber noch gescheut, es öffentlich zu gestehen; und darum ist er, um in der künstlichsten und bestimmtesten Anordnung der Fragen dennoch unbestimmt antworten zu dürfen, die theoretische Frage politisch vorbeygeschlichen. Diese Vermuthung giebt er uns noch mehr durch die beyläufige Bemerkung zu verstehen, welche in dem Beysatze besteht: **Das ist an sich noch ein theoretischer Satz und liegt, seiner Natur nach, noch in einem sehr weiten Felde.** — Liegt er noch in einem sehr weiten Felde — **N. B.** der Politik, keinesweges seiner Natur nach — so ist es noch eben wenig ausgemacht, ob es nicht besser, als ob es besser sey, daß die Kirche den Cölibat auflöse. Man mag also darüber streiten, so lange man will; wir wollen dem Streite zuschauen und uns indessen an unsre subjektive Sicherheit halten, die wir uns, aus einleuchtenden Grundsätzen, von der Nichtigkeit des Cölibatgesetzes gemacht haben. Und wie! Herr Sailer! dieser theoretische Satz liegt noch in einem sehr weiten Felde, sagen Sie? Ey! ist es denn nicht wohl der Mühe werth, dieses weite Feld, und wenn es gleich am äussersten Nordpole läge, zu bereisen? Sind das so viele tausend Seelen, ist das die Glückseligkeit und Beruhigung vieler Millionen von Menschen nicht werth? Nein! Herr Sailer hat es sich nicht getraut, weil er entweder seinen Empfindungen und Einsichten hätte widersprechen, oder im Angesichte der ganzen Welt das Verdammliche und Schädliche

liche des Cölibats eingestehen müssen, zu jenem war er zu aufrichtig, und zu diesem war er — wir wissen selbst nicht, was — kurz, er überhüpfte den theoretischen Satz und spielte die Rolle eines feinen Staatsmanns; er machte es, wie Cicero, wenn er eine schmutzige Sache zu vertheidigen hatte, es oft gemacht hat. — Ob aber auch mit ganz ungeschminktem Beyfall des Gewissens? Vielleicht — Denn Herr Sailer wird sich damit verantworten, daß ja doch in der gegenwärtigen Staatsverfassung gar kein Anschein von Hoffnung zur Auflösung des Cölibats vorhanden sey; diesemnach sey die gemachte praktische Resolution die gewissenhafteste, sicherste und beste, falls man auch annehmen wollte, daß das Cölibatgesetz an sich ungerecht und schädlich sey. Allein, ob uns schon die gegenwärtige politische Verfassung die Auflösung des Cölibats nicht hoffen läßt; so sind und bleiben doch immerhin die Lehrer, vorzüglich die Schriftsteller, und aus diesen diejenigen am meisten, welche sich einmal bey der Welt in Ansehn gesezt haben, die Werkzeuge, welche diese Politik aufrecht erhalten und so daran, folglich auch an der Ungerechtigkeit dieses Gesetzes, falls es ungerecht ist, Theil haben. Ob aber eine Politik, welche sich bemüht, den Cölibat zu erhalten und den Niedrigen ein unerträgliches Joch aufzulegen, dagegen aber den Höheren volle Schüsseln zu bereiten, heilig und edel, oder verdammlich und unedel sey, das mag Jeder entscheiden, der nur ein Fünkchen von

Vernunft besizt. — *) Joseph Lauber ist in diesem Punkte gewiß freymüthiger und wahrheitsliebender gewesen. Nachdem er in seiner Pastoral-Theologie, Seite 299. 1sten B. überhaupt bewiesen hatte, daß die Kirchenvorsteher Ursache — vielfältige — hinreichende Ursache hätten, manches bestehende Gesez aufzuheben, daß sie von Christo die Macht dazu, selbst nach der Natur der Sache, sich zueigneten und das ihre Pflicht sey u. s. weiter; so geht er insbesondre zu den abzuschaffenden Gesetzen über und sagt unter andern vom Cölibatgesetze: Großer Gott! das Herz muß einem redlichen Christen bluten, der die Folgen dieses Gebots überdenkt. Welche Laster — welche Ungeheuer von Lastern würden unterbleiben, wenn ein eifriger Bischof sagte: Alle Priester meines Kirchsprengels, welche sich einer Seits nur mit Mühe enthalten können, andrer Seits aber im Stande sind, Weiber zu ernähren, sollen nach dem Rathe des Paulus heirathen! Ich will hier keinen Lästerer machen, die Sache nicht übertreiben, nur die Erfahrung soll reden. Ein Bischof soll mir nur das eingestehen, daß unter den vielen hundert Priestern, die ihm

*) Was dieser Ausdruck eigentlich znm Theil sagen wolle, wird sich weiter unten besser aufklären.

ihm seine geistliche Heerde leiten helfen, nur ein einziger sey, der den Fortpflanzungstrieb, folglich den Trieb zur Ehe, so sehr in sich verspüret, daß er demselben kaum wiederstehen kan und in welchem Reiche der puren Möglichkeit ist der Bischof zu finden, der das nicht eingestehen müste? Was aber sind nun die schönen Folgen hievon? Ein solcher Mann sieht ein volles gesundes und schönes Mädchen; schon empört sich seine ganze Leydenschaft, ein wildes Feuer durchströmt seine Adern, er macht Entwürfe und fängt an, seinen Plan auszuführen. Ein freundliches Lächeln des Mädchens, ein sanftes Kopfnikken, ein paar holde Worte: Dis alles schon reizt ihn; der Mann wird in seinem Gespräche freyer, das Mädchen versteht ihn nicht: Er lacht der Unschuld und erklärt sich deutlicher; sie erstaunet, wird roth und vergist den, der ihr Gottes Wort vortragen soll, aber nur Teufelslehre im Munde führt. Der Gottlose vergist seinen Plan noch nicht, suchet Gelegenheit mit der Unschuldigen zusammen zu kommen, erlangt sie, wiederholt seine Anträge; unflätige Worte erinnern das Mädchen an eine schnelle Flucht;

er verfolgt es und wagt noch mehr, die Unschuld zu verfolgen: Pfui, was ist das? -- was unterstehen Sie sich? -- Sie ein Geistlicher -- so unverschämt -- Gott, welche Frechheit! der Wollüstling bricht in ein lautes Gelächter aus; bin ich, sagt er, nicht auch ein Mensch, wie jeder andrer? habe ich nicht gleiche Empfindungen? hat mir Gott diese Empfindungen, diese Triebe, umsonst gegeben? -- Gut, erwiedert das Mädchen, aber bedenken Sie Ihren Stand, Ihre Würde, die Religion! Was Religion, ist seine Antwort, die gehört nicht hieher; dem grossen Gott gilt es gleichviel, ob ein Geistlicher, oder Weltlicher dergleichen unternimmt. Nun wendet er seine ganze Beredsamkeit an, dem Mädchen Ehrliebe, Schaamhaftigkeit und selbst die Religion zu entreissen, dieses lezte und einzigste Hülfsmittel, wahre innerliche Tugend im menschlichen Herzen zu erhalten und ohne diesem Bestreben würde er niemals seinen Zweck erreichen. So macht er die Unglückselige eben so früh zur Freydenkerin, zur Spötterin der Religion, als zur Dienerin seines Lasters: Sie ist also eine

ne Verführte, Lasterhafte, die kaum mehr zur Buße und Reue zurückzubringen ist; weil die Beweggründe, die sie dahin führen konten und die uns nur die Religion darbietet, in ihrem Herzen abgewürdiget, verächtlich und falsch vorgestellt, und so ganz unbrauchbar geworden sind; sie ist eine Verführte, die durch die höllischen Kunstgriffe eines Mannes, dessen Bestimmung nur ist, Seelen zu gewinnen, selbst den Weg der Buße, die Rückkehr zur Tugend nicht mehr kennet. Aber dieses Mädchen wird auch eine eben so verwegene Verführerin andrer Mädchens und auch manches bisher ehrliebenden Jünglings und eine desto gefährlichere Verführerin; weil sie alle jene, dem Schein nach, süßen Worte, durch die sie mit dem Laster vertraut worden, anwendet, mit eben so vielem Schaden anwendet, als sie bey ihr sind angewandt worden. Sollten diese einzigen Betrachtungen nicht schon gnug Beweggründe in sich enthalten, einem solchen abscheulichen Laster Einhalt zu thun? und ist wohl ein anders Mittel, demselben würksameren Einhalt zu thun, als wenn man einem solchen Manne erlaubt, der Mann

ei-

eines Weibes zu seyn? Ist es dann nicht für seine Seele, für die Seele des Mädchens, für die Seelen andrer, die in Gefahr stehen, auch verführt zu werden, weit besser, wenn er heirathet, als solche Brunst leidet? Aber wir müssen die Sache noch weiter betrachten. Der Unglückselige hängt seiner Leydenschaft nach, die eben darum, weil sie gestillt worden, heftiger wird. Er ist in einem Orte mit einem einzigen andern Geistlichen; freylich, hat er die Nacht vorher gesündigt; aber er scheuet sich, diesem Einzigen die Sünde zu entdekken; er geht zur Messe, ohne Beicht, ohne Reue, ohne Beschämung seiner selbst und so gehet er mehrere Tage hin und begehet so viele Gotteslästerliche Laster, als er Messen liest. Wie oft theilt er in diesem Zustande Sakramente aus? Sagen aber nicht die Theologen überhaupt, es sey eine schwere Sünde, da man sich erfrechet, Sakramente zu verwalten, wenn man selbst die Reinigung des Gewissens am nothwendigsten hat? Aber wie? Der fleischliche Priester sündigt heute, flugs geht er morgen vor der Messe zur Beicht; in wenigen Tagen sün-

sündigt er freylich schon wiederum, aber er gehet auch wiederum zur Beicht, und so stehet er, ungeachtet seiner vorhergehenden Laster, ungeachtet seiner Verführungen, die er doch nicht gut gemacht hat und auch schwerlich gut machen wird, als eine Unschuld, als ein Engel, als ein Vermittler zwischen Gott und den Menschen, am Altare des unbefleckten Lammes. O! daß sich doch Gott über diese saubre Unschuld, über diesen verführenden Engel erbarmen wolle! Ich habe schon ein andermal gezeiget, daß dergleichen Beichten keinen Nutzen haben und vor Gott nur neue Sünden seyn; der Priester bleibt also eben so lasterhaft, eben so ein Sklav der Hölle, wenn er beichtet, als er wäre, wenn er ohne Beicht sich zum Altar hinbegäbe; es sey dann, er entsagt dem Umgang mit dem Weibe, bezähmt seine Leydenschaften, flieht den Rückfall, bestraft die Sünde an sich selbst, wird ein Büßer, so wie Gott es verlanget; ist das aber von einem Manne zu erwarten, von dem hier die Rede ist? Und endlich, kan man glauben, daß ein solches verbotnes Liebesverständniß lange andern verborgen bleibe? Oder geschieht

es dann selten, daß, obgleich zwo unzüchtige Personen keinen Zeugen zur Stillung ihrer Begierden rufen, dennoch die Benachbarten ihre bösen Streiche gewahr werden, oder doch ziemlich deutlich merken? O! die im Hause verschlossene Flamme läst sich oft nicht sehen; aber ihr Rauch dringt durch die Ritzen der Fenster und Mauren und läst deutlich gnug die innere Verwüstung des Feuers erkennen. Nun stelle man sich das in einem solchen Falle entstehende Aergerniß und tausend andre daraus entstehende Folgen vor. Was wird ein solcher Mann auf der Kanzel, oder im Beichtstuhle, oder anderswo für Lehren mit Nachdruck und Seelennutzen geben können, wenn ihm Jedweder, heimlich wenigstens, den Vorwurf machen kan: Du selbst bist derjenige Mann? wenn ihm Jedweder gern zurufen möchte: Reiß eher den Balken aus deinem Auge, als du den Splitter aus dem deines Bruders herausreissen willst! Andre böse Folgen, als, die Verachtung der Geistlichkeit, die Abneigung vom Worte Gottes, die durch das böse Beyspiel überhandnehmenden Laster, die Frech-

heit

heit öffentlicher Sitten, den Verfall der Rechtschaffenheit, die Abnahme der Religion übergehe ich mit Stillschweigen und nur die einzige Frage füge ich noch hinzu: Wäre es nicht zu wünschen, daß wegen eines einzigen solchen Falls die Bischöfe das Gebot, nur unverheirathete Priester zu haben, aufheben sollten? und wie wenn es solcher Fälle in einem Bisthum fünfe gäbe? wie, wenn es deren zehen gäbe? und was soll man sagen, was soll man wünschen; da es deren viel mehrere giebt? O Gott, erleuchte doch einmal die Bischöfe deiner Kirche! -- So weit Lauber.

Endlich, wie konte Herr Sailer die Beantwortung der theoretischen Frage: Ob die Kirche den Cölibat auflösen soll, oder nicht soll, dem Dogmatiker, Kirchengeschichtforscher und Menschenkenner überlassen; da es ihm nicht unbekant seyn mußte, daß schon einsichtsvolle Männer aus jedem Fache diese Frage bestimmt und gründlich gnug aufgelößt haben? Warum bewieß er nicht zuvor, Lauber habe unrecht, und Frommberger sey zu weit gegangen? Hätte er diesen Beweis gründlich geliefert; so würden alle die praktischen Vorschriften von selbst gefolgt und auf einem festern Grun-

Grunde gestanden seyn, statt daß sie nun als in die Luft gebaut sind; oder setzet Herr Sailer vielleicht bey seinen Zöglingen und Lesern voraus, daß sie so gründlich hierüber nicht denken würden? Aber man erwege, wir sind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

So ohngefehr würden Kajus und Sempronius mit Ihnen, geliebter Sailer! über den ersten Absatz ihrer Pastoralvorlesung reden und den schönen Endzweck, den Sie dabey zu erreichen wünschten, gänzlich vereiteln. Auf die, nach dem subjektiven Bedürfnisse, so genau bestimmten Fragen und Antworten würden sie eben so viel einzuwenden haben und manches daraus zu ihrer Bestärkung und Beruhigung in der angefangnen Lebensart für sich zu gebrauchen wissen. — Lassen wir dann ihre Gedanken weiter vernehmen.

Herr Sailer.

I. Was kan ich in Absicht auf die Aufhebung des Cölibats hoffen?

Antwort.

Nach den politisch-kameralischen Verhältnissen kan ich die Aufhebung des Cölibats nicht hoffen. Warum nicht?

a. Denn das Steigen des Luxus in den viel verzehrenden Ständen auf einer Seite und die dadurch bewürkte Steigerung der Abgaben

ben in den nährenden Ständen auf der andern Seite machen alle Projekte, deren Ausführung eher Geld erfordert, als einbringt, in den Augen der Grossen verwerflich; deshalb hat auch Kayser Joseph, dem sonst die neuen Projekte nicht zuwider waren, das Aufhebungsprojekt des Cölibats absolut von der Hand gewiesen.

Kajus und Sempronius.

Wir sehen es noch gar nicht ab, wie die Aufhebung des Cölibatgesetzes dem Kameralwesen nachtheilig seyn und wie die Ausführung dieses Projekts eher Geld kosten, als einbringen sollte. — Wenn, wie es in der ersten Kirche gebräuchlich war, nicht eher einer ordinirt würde, als bis eine Stelle erledigt und der Ordinandus bey einer Kirche eingeführt wäre, wenn so viele überflüssige Beneficien, von denen man in der ersten Kirche nichts wuste und die dem Staate und der Religion eben so unnüz ja schädlich, als die Pfarren nüzlich und nothwendig sind, zu den nothwendigen Seelsorgerämtern und Kaplaneyen gewidmet würden: So würde der Staat, und damit — zwar nicht das Römische — aber doch gewiß das Landkameralwesen in vielem Betracht immer dabey gewinnen. Die Seelsorger würden dann die rechtschaffensten, gelehrtesten und ausgesuchtesten Leute werden; weil es wegen der Menge der sich dann meldenden Kandidaten den dummen

und einfältigen sehr beschwerlich gemacht würde, durchzuschleichen, anstatt daß jezt leyder! Dummheit und Ausgelassenheit das Priesterthum entehren; sie würden dadurch, daß sie sich den übrigen Ständen mehr näherten, sich nicht mehr als isolirt von der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft, und als ein Staat im Staate betrachteten, — eher, und mit größerem Vergnügen und mit weniger Widersezlichkeit die allgemeinen Lasten tragen und wesentlicher als bisher zum Wohl des gemeinen Wesens arbeiten helfen; sie würden dem Staate manchen, und in Betracht der Heiligkeit ihres Amtes und ihrer größeren Fähigkeit in der Selbsterziehung ihrer Kinder, auch mehrere nüzliche Bürger dem Staate liefern, u. s. w. — Unmöglich können wir uns daher überreden, daß Kaiser Joseph der 2te, den man in kommenden Jahrhunderten den Großen nennen und an dem unsre Nachkommenschaft das rühmen wird, was so viele seiner Zeitgenossen verkannten, das Projekt von Aufhebung des Cölibatgesetzes absolut, und zwar aus einem so niedrigen Beweggrunde, von der Hand gewiesen haben sollte. Er hat es von der Hand gewiesen, weil alles zu dieser großen Katastrophe noch nicht gnug vorbereitet war; daß aber viele seiner weisen Verordnungen dazu den Weg bahnten, ist gewiß und daß er nach eben gemachtem Wege das Projekt nicht mehr von der Hand gewiesen, sondern aus allen Kräften befördert haben würde: Das ist mehr als wahrscheinlich zu vermuthen.

Herr Sailer würde besser die Wahrheit getroffen haben, wenn er das Wörtchen Römisch — zu den politischkameralischen Verhältnissen hinzugesezt, oder wenn er gesagt hätte: Die Verfassung des Mönchwesens und mehr noch der Kapitel lasse die Aufhebung des Cölibatgesetzes nicht hoffen; denn mit derselben möchten auch die Kapitel und einigermassen das Mönchwesen leicht in Verfall gerathen und damit würde manchem Bürger, der mehr auf gemächliche Tage und ein gutes Auskommen, als auf seine Seele und das wahre Glück seiner Kinder sieht, besonders aber dem Adel nicht gedient seyn, als welcher in den fetten Dompräbenden die Unterstützung seiner etwa verarmten Familie findet; indem ein Domherr mit drey Präbenden in drey verschiednen Kathedralkirchen — gewiß kein seltner Fall — die Schwelgerey und den Aufwand einer vorhergehenden Generation leicht wieder gut machen und einer sinkenden Familie wieder aufhelfen kan. So bietet ihm auch ein Domkapitel eine reiche Versorgung seiner jüngern Söhne dar, wodurch der Veräusserung adelicher Grundstücke an bürgerliche mehr vorgebeugt wird; damit diese bey einem Stammherrn gewisser zusammen bleiben, u. s. w. Ein scharfsichtiger Sartori gab in seiner statistischen Untersuchung über die **Mängel der geistlichen Wahlstaaten** — keine andre Ursache davon an, als die, daß er Seite 70. spricht: Daß der Cölibat, nur ganz von der politischen Seite betrachtet, schon der

Regierungsverfassung in geistlichen Wahlstaaten nachtheilig sey, das haben wir Seite 9. gehört. --- Was erspart der Staat nicht (sagen aber die Verfechter des Cölibats) daß unsre Bischöfe und Domherrn keine Frauen haben? -- Wo ist aber das große Ersparniß? Wo sind die Schätze -- Kirchenpracht ist noch nicht Staatsreichthum -- Die Landkassen müsten nicht so voll, die Schatzkammern nicht so reich seyn, wenn der Regent immer nach mehreren Bisthümern sich sehnt und der Domherr nach mehreren Präbenden -- der Unterthan ist nichts desto weniger mit Kontributionen belastet und fühlt die Vortheile des Cölibats nicht. Fühlt er nicht bessere Vortheile in einem Erbstaate, wo die Abgaben immer auf ihn wieder zurückfliessen? Etwa eben, weil der Regent bey seiner Gemahlin, bey seiner Familie zu Hause bleibt, und das Geld nicht stiefmütterlich ins Ausland trägt? Lächerliche Vortheile des Cölibats für die Staatswirthschaft!

Doch wir nehmen an, daß der Cölibat in geistlichen Wahlstaaten würklich Vortheile gewähren kan, wir geben zu, daß der Aufwand

wand auf den Staat wegen Abgang der Frau vom Hause größere Geldsummen entübrigen möge. -- Gut! da er sie aber nicht entübriget, da fast aller Orten mehr Bedürfniß als Gleichständigkeit sich zeigt, ohne an Ueberfluß zu gedenken: So muß nothfolglich der Cölibat unthätig seyn; da er dasjenige nicht verschafft, was er doch bewürken könte — Und er ist auch würklich unthätig.

Also zur Abänderung des ehelosen Standes geschritten. -- Allgemeine Sprache des modernen Gelehrten, Wunsch tausend hoffnungsvoller Damen, lauter Ruf des Schmeichlers; wie schön ließ nicht an mancher Hand die Tauschung des Eherings mit jenem des Bischofs! -- Evidenz von Verbesserung der Staatswohlfarth -- und gegen alles dieses sagt der Staatsmann: Es kan nicht seyn -- der vernünftige Adel: Es ist äußerst schädlich -- Und die deutsche Reichs- und Stifterverfassung gibt den Machtspruch: Es wird nie geschehen ohne grosse Revolution.

Aber ist es auch erlaubt, daß man dem besten, dem würdigsten Theile der Geistlichkeit, ein unerträglichs Joch auflegt und sie unter demselben schmachten läst, um den Adel in seiner Macht und in seinen Erbgütern zu erhalten, oder einer andern Art Menschen — die nichts wesentliches — wenigstens heut zu Tage nichts wesentliches — zum Besten des Staats, geschweige der Religion, beytragen, ein müßiges und wollüstiges Leben zu verschaffen? — Oder gesezt auch, die politisch-kameralischen Verhältnisse des Staats hinderten die Aufhebung des Cölibats, wie? soll dann das ewige Interesse der Seelen jenem zeitlichen des Eigennuzens weichen? Wird man über dem zeitlichen Interesse tausend mit dem Blute unsers Herrn Jesu Christi so theuer erkaufte Seelen der Gefahr ewiger Verdamniß, auch zeitlicher und bürgerlicher Unglükseligkeit, aussetzen dürfen? — Und wird es der Staat — wird es Gott einem ehrlichen Mann verübeln, wenn er sich einer unedlen Politik entzieht und sich eigenmächtig ein Joch vom Halse schaft, das ihm so ungerechter Weise und unter so vielen Ränken aufgebürdet wird. — O! Religion, heilige, uns theure, Religion! wie wirst du so oft von der Politik elender Menschen entehrt! Das Herz bricht uns, wenn wir sehn, daß du zur Maske dienen must, um die schändlichsten und eigennützigsten Entwürfe darin zu verhüllen. —

Herr Sailer.

b. Das Staatseinkommen ist durch regellose Administration, Kriege und andre Schicksale zur Bestreitung der nöthigen Staatsabgaben fast durchgehends unzulänglich geworden; so daß man es beynahe in allen katholischen Ländern für nöthig gefunden, die Güter der Geistlichkeit zu deciniren und es nunmehro unter die Kameralgrundsätze gehört, das Einkommen der Geistlichkeit eher zu beschneiden, als durch Beyträge zur Unterhaltung einer Familie zu vermehren, oder auch unbeschnitten zu lassen.

Kajus und Sempronius.

Nachdem sich die geistlichen Beneficien unter tausenderley Gestalten bis ins unendliche vermehrt haben und der todten Glieder des Staats so viele werden; so ist kein Wunder, wenn kluge Kameralisten darauf Bedacht nehmen, die Einkünfte der Geistlichkeit zu beschneiden, oder wenigstens denselben eine bessere Richtung zum Wohl des Staats zu verschaffen. Wer sieht es nicht ein, daß so viele Beneficien und fette Pfründen, deren Besitzer nichts thun, auch zu Geschäften nicht angehalten werden, noch sich zu etwas mehr verpflichtet halten, als ihre bestimmten Messen zu lesen, täglich das Brevier herzusagen und allenfals ins Chor zu gehen, — dem ohnehin schon durch re-

gellose Administration, Kriege und andre Schicksale, geschwächtem Staate auf die Dauer zur unausstehlichen Last fallen müßen? Hat man es diesem Unfuge — zu dem jedoch auch das Mönchwesen das Seinige, auf mancherley Art, beyträgt — nicht gröstentheils zuzuschreiben, wenn wir protestantische Länder, über welche die Natur eine Stiefmutter war, neben uns in dem schönsten Flor — hingegen katholische Länder, über welche die Natur das Füllhorn des Ueberflusses ausgoß, in der Ohnmacht erblicken? In einem gar kleinen Landstädtchen sind, ausser einem Mönch- und Nonnenkloster, vier und zwanzig Vikarien, unter denen kein einziger zur Seelsorge verpflichtet ist, kein einziger unter den jezt lebenden, — denn wir kennen sie alle — der etwas beträchtliches zum Besten und zur Erleichterung dieses kleinen Staatskörpers beytrüge, oder auch nur — Unfähigkeits halber — beytragen könte; weil sie sich schon von ihrer frühen Jngend an auf eine Familien- oder Stadvikarie sicher verlassen und also zum Brodgewinn etwas rechtes zu lernen, folglich zu arbeiten, für unnöthig fanden. Sie können also nicht einmal etwas wesentliches zum Besten des Staats ausrichten, man müste dann ihre Messen und das Daherplappern des Breviers, das dazu noch wenige von ihnen, eben so wenig als die Nonnen, verstehen und den Chorgang mit in Anschlag bringen — und doch besitzen sie zur Erhaltung ihres religiösen — das heist hier — weichlichen und unthätigen Lebens, die mehrsten

und

und besten Grundstücke. Hat dann der kluge Kameralist noch unrecht, wenn er auf Mittel dringt, diesem Unfug zu steuren? In der That, wir für uns danken Gott, daß er uns zum Seelsorgeramte berufen hat und wir nicht Gottes Brodt auf seinem Erdboden, gleich den faulen Hummeln zwischen den fleissigen Bienen, für nichts und wieder nichts essen — Wollten wir doch weit lieber ein ehrlicher Handwerker, als so ein Geistlicher seyn; denn da würden wir doch für unsern Nebenmenschen arbeiten. Sollte es nach dem Naturgesetze wohl erlaubt seyn, alle Vortheile, und die vorzüglichsten Vortheile der Gesellschaft zu geniessen, ohne die allgemeine Last tragen zu helfen, ohne auch das Seinige zum Wohl der Gesellschaft beyzutragen? — Man unterstütze, vermehre, verbessere die Einkünfte des Stadt- und Landpfarrers — man lasse die überflüßigen Beneficianten, die sich sonst doch nur der Unthätigkeit und dem Müßigang widmen, den Landpfarrern im Seelsorgeramte thätigen Beistand leisten, dann hätten diese auch keineswegs der Mönche mehr nöthig. — — — Dabey würden beyde, der Staat und die Religion, gewinnen. — Es geschieht nicht, sagen Sie, Herr Sailer? Nun wohl; so lasse man uns auch in Ruhe und mache nicht so viel Aufhebens über unsre erwählte Lebensart.

Herr Sailer.

c. Der seiner Natur und Bestimmung nach ehrwürdige und heilige Ehestand ist, besonders in grossen Städten, durch die ausschweifende Wollust so entweiht worden, daß zu einer Zeit, wo so viele Menschen das Joch des Ehestandes eigenmächtig vom Halse schaffen, das Verlangen der Geistlichkeit nach Auflegung dieses Jochs, wie man es nennt, in den Augen desjenigen Theils der Staatsmänner, die lieber freye, als begrenzte Befriedigung des Geschlechtstriebs suchen, für Thorheit angesehn und das Projekt, den Geistlichen Weiber zu geben, als Unnsinn und Schwärmerey belacht wird.

Kajus und Sempronius.

Hier sey es uns erlaubt, zu fragen: Woher die ausschweifende Wollust eigentlich entstanden sey. Sie wächst zwar von selbst, als ein dunstiger und giftiger Auswuchs auf dem zu gailen Boden der Weichlichkeit, Ueppigkeit und Schwelgerey. — Um aber gleich zur Sache zu kommen — würde man Unrecht thun, wenn man das Entstehen und den Fortgang derselben großentheils der ehelosen Geistlichkeit auf ihre Rechnung schriebe? Man vergönne uns, in dieser Betrachtung etwas weitläuftiger zu seyn; weil der Aufschluß dieser Sache für Staat und Religion gleich wichtig ist. —

Man

Man hat in allen, auch nur einigermassen kultivirten Staaten den Ehestand als die Grundlage der Bevölkerung, als die vornehmste Stütze der Gesellschaft und als das einzigste Mittel öffentlicher und allgemeiner Ordnung angesehn und begünstigt; hingegen den unbestimmten ehelosen Stand verachtet und verabscheuet. — Schon die Babylonier ließen, wie Herodot erzält, zur Erleichterung und Vermehrung der Ehen, ihre mannbaren Mädchen alle Jahre an einem Orte vom öffentlichen Ausrufer erst schäzen und dann versteigern. Die Reichsten erstanden für den höchsten Preis die schönsten, und dieses Geld wurde den minderschönen zu einer Heirathsgabe gereicht, womit dann auch diese leicht einen Mann erhielten. — Strabo bezeugt dis auch von den Einwohnern des alten Indiens, Griechenland und Spanien, Tacitus von den Deutschen.

Bey den Juden war der Ehestand eben so geschäzt. Der gröste Segen, den Moses im Namen Gottes versprach, war Fruchtbarkeit — Kinderlosigkeit einer der grösten Flüche; daher lehren noch die Jüdischen Synagogen: Wer sich nicht befleißt, Kinder zu erzeugen, der ist so anzusehen, als einer, der Blut vergießt. Sie halten das Heirathen für allgemeine Pflicht und stüzen sich auf folgende Stellen aus der Bibel, 1 B. Mos. 1, 22. u. 2, 24. Pred. 9, 9. Sprüchw. 5, 18. u. 18, 22.

In Griechenland wurden die Cölibes, als leer vom Patriotismus als kaltsinnige und gleich=

gleichgültige gegen das Vaterland getadelt und die Misogamen nicht selten gestraft. In Sparta wurden die Ehescheuen mit den empfindlichsten Strafen belegt und solche Mittel getroffen, daß alle, auch arme Mädchen, leicht unterkommen konten; man versagte den Ehescheuen alle Hochachtung. Als der Spartanische Feldherr Derzillidas in eine öffentliche Versamlung kam, weigerte sich ein junger Mensch, vor ihm aufzustehen. Der General stellte ihn darüber zur Rede; der Jüngling antwortete: Ich erweise dir diese Ehre nicht, weil du Keinen gezeuget hast, der mir dieselbe dereinst erwiedern könte.

Rom nahm sich die Gesezgebung Griechenlands zum Muster. Nach Abschaffung der Könige ließ es der Senat an Eifer und Thätigkeit nicht mangeln, die Ehen zu befördern; welches Geschäft nachher den Censoren aufgetragen wurde, und Cicero *) L. 3. c. 3. zählt es unter ihre wichtigsten Pflichten, daß sie nicht ehelos seyn sollten: Cælibes esse prohibento. Wie aber Ueppigkeit und Weichlichkeit zunahmen, so nahmen auch die cælibes zu, und man sahe sich gezwungen, den Ehelosen eine Geldbusse — aës uxorium -- aufzulegen. Cäsar und Augustus wandten alles an, dem Ehestande seine verlorne Achtung wieder

*) De legib. (sec. edit. Ernestin. Lips. 737. pag. 788. sect. 7.).

wieder zu geben. Dieser bewürkte ein senatusconsultum de lege Julia ferenda, und die lex Julia de maritandis ordinibus kam, nach vieler Schwierigkeit, endlich zu Stande. Die Ritter, aber, die sich gar in das Joch des Ehestandes nicht schicken konten, versuchten alles mögliche, dis zu hintertreiben. Aber Augustus brachte es nach einer vortreflichen Rede dahin, daß das Papisch-poppäische Gesez (lex Papia-poppæa) ausgewürkt wurde. Dieses aus 59. Hauptstücken bestehende Gesez zur Beförderung der Ehen u. s. w. lese man beym HEINECCIUS. ant. Rom. L. 1. tit. 25. §. 7. Die Absicht dieses heilsamen Gesetzes wurde nachmals durch das — jus trium quatuor quinque puerorum hernach vom Konstantin, und so von den Christlichen Kaysern immer mehr und mehr entkräftet, bis Theodosius der jüngere es ganz aufhob *). Freylich möchte die Lehre vom Cölibat auf die Abschaffung dieses Gesetzes den grösten Einfluß haben. Aber leyder! in dem Grade, womit man für den Cölibat eingenommen wurde und worin der Enthusiasmus für die Jungferschaft wuchs, muste nothwendiger Weise das ehrwürdige Ansehn des Ehestandes abnehmen, und sinken. Manche wollten Jungfern bleiben aus Religion — manche, weil sie sich als solche vor andern geschäzt und geehrt sahen,

*) Man lese alles dieses weitläuftiger in dem Büchelgen über die Ehebeförderungsgesetze der Alten. — Freyburg im Breisgau, 1788.

sahen, manche, weil sie nach Würden und Aemtern strebten, viele, weil sie so wohl und glücklich nach Willkühr und Belieben leben konten *). — Viele endlich, um unter dem Deckmantel der Religion sich den Ausschweifungen einer unordentlichen Liebe desto freyer und sicherer überlassen zu können. — Daß auch diese lezten in großer Menge von dieser Zeit an mit darunter gehört haben, davon geben uns, ohne hier eine skandalöse Chronik zu verfertigen, die Schriften der heiligen Väter, die Verordnungen der Kirchenversamlungen und die Gesetze der Kayser viele Beweise und so muste endlich das Glück und die eheliche Zufriedenheit der Menschen selbst darunter leyden; denn je mehrere Menschen unverheirathet sind, desto seltner wird die eheliche Treue, so wie in einem Lande nur destomehr Diebstäle begangen werden, je mehrere Bettler darinnen sich finden. — Bisher hatte man es noch eines Jeden Willkühr überlassen, den Stand der Ehe, oder des Cölibats, nach seinem Gutdünken zu wählen; aber nun fing man auch sogar an, diesen als eine Nothwendigkeit mit dem geistlichen Stande zu verbinden. Rom gab sich alle erdenkliche Mühe, ein allgemeines Cölibatgesez für alle Priester in der ganzen Welt geltend zu machen; über die Geschichte und den Erfolg dieses Gesetzes lese man den **Frommberger**. — es konte nicht fehlen, hieraus musten zwey Uebel entstehn, die der ausschwei-

*) Quid opus mihi liberis? nunc bene vivo, fortunate, atque ut volo, atque animo ut lubet. PLAUTUS. —

schweifenden Wollust und dem unbegrenzten Geschlechtstriebe Thor und Thür eröfneten. Zuvörderst muste nothwendig eine sehr große Ungleichheit in der Versorgung des Geschlechts entstehen. Wer da bedenkt, wie vielen Gefahren, zu Wasser und zu Lande, das Männergeschlecht ausgesezt ist und dabey tausende und abermal tausende ehelos sieht: Der wird es leicht einsehn, daß eben dadurch auch tausende von Mädchen und allerley Ständen nicht freywillig, sondern gezwungner und nothwendiger Weise ehelos bleiben müssen; denn wenn wir auch setzen wollten, daß zwey Theile dieser Mädchen Nonnen würden: So bleibt doch immer noch eine große Menge übrig, denen mit der gepriesenen Jungferschaft keineswegs gedient ist. So haben wir dann schon eine leicht verkäufliche Waare, wenn es nur Käufer giebt, die sich dieselbe um einen geringen Preis erstehen wollen; und wird es bey fernerer Aufrechthaltung des Cölibatgesetzes an Käufern mangeln? O! man müste die Menschen nicht kennen! Gelegenheit macht Diebe, und hat sie leyder nur zu viele gemacht. Darum muste ferner bey den vielen tausend ehelosen Männern, die es gröstentheils noch wider ihren Willen waren, diese leichte Waare reißend abgehen. Sie that es auch, wie es uns die Geschichte aller dieser, sogenanten jungferlichen, Zeiten beweiset. — Der Weltmann, der bisher sich noch willig in den Ehestand begab und nur darin sein Glück und seine Zufriedenheit zu suchen gewohnt gewesen

wesen war, beobachtete das Wohlbehagen, das besonders die höhere Geistlichkeit bey der unbestimmten und ausschweifenden Befriedigung des Geschlechtstriebes empfand; er sah sie allezeit wohlaufgeräumt, bey fröhlicher Laune,

Und mit dicken Bäuchen
Sich zu schönen Mädchen schleichen;

hörte sie nie über die beschwerlichen Fesseln des Ehestands und das ewige einerley desselben, nie über Eckel, Brodmangel, kranke, gebrechliche oder ungerathene Kinder, nie über die Krankheit der geliebten Hälfte, oder gegentheils über eine Xantippe, nie über die Vielheit oder den gänzlichen Mangel an Kindern u. s. w. — klagen. Hingegen war dieses besonders von der Zeit an, da ein Jeder verpflichtet wurde, die Ehe als ein Sakrament zu empfangen und ihre Bande unauflößlich zu betrachten, als eine natürliche, Folge, das beständige Klagelied der Ehemänner. Indem nun der junge Weltmann die Geistlichkeit so wohl auf sah, hingegen beynahe alle Ehemänner ihre Freunde vor den Bürden des Ehestandes warnen hörte: So war es ganz natürlich, daß sich sehr viele zum geistlichen Stande drangen, die zu nichts weniger als dazu berufen waren, blos also das Aergerniß vermehren halfen; daher dann auch der ungebundne Weltmann, der noch in der Welt blieb, dem Geistlichen die Geheimnisse (die disciplinam arcani) ablernte. Er fing an, es nun auch zu begreif-

greifen, daß es eben nicht nöthig sey, um seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, sich mit einer Person durch unauflösliche Bande zu verknüpfen, sondern, daß dazu nichts weiter als eine gute Kasse, ein wenig Heucheley, mit der Larve der Religion bedeckt, eine Gabe der Unverschämtheit und ein zum Stillschweigen gezwungnes Gewissen erfodert werde. — Da er sah, daß so überaus viele Geistliche sich bey so einer unbestimmten Lebensart, wenigstens dem äußern Scheine nach, so wohl befanden: Was war da natürlicher, als daß er es auch versuchte; und dis um so eher; weil er die geheiligten Diener der Religion, so wie wegen der Sittlichkeit seiner Handlungen überhaupt, also auch hier als seine Muster beständig vor den Augen hatte. — Und so entstand jene Gift und Pestilenz um sich her verbreitende Schlange, jenes Menschen würgende Thier, wofür die alten Deutschen, unsre Vorväter, keinen eigenthümlichen Namen hatten, das wir aber als ausgeartete Kinder braver Väter schon leyder mit dem Namen der Liebhaberey zu belegen wissen. —

Daß diese Behauptung nicht ohne Grund sey, beweiset nebst der täglichen Erfahrung auch dieses, daß es nur die niedrige Geistlichkeit, nur der Landklerus ist, welcher nach Auflegung dieses Jochs der Ehe am meisten seufzet und daß es, nebst den Weltlichen, auch geistliche Staatsmänner — unabhängige Herren fetter Pfründe und reich präbendirte Domherrn sind, welche das Ver-

langen Jener nach Auflegung dieses Jochs, wie sie es nennen, für Thorheit ansehen und das Projekt, den Geistlichen Weiber zu geben, als Unsinn und Schwärmerey belachen. —

Der Landpfarrer bleibt auch Mensch, isset und trinket auch satt und immer besser noch als der gemeine Mann; allein, wenn er sich nicht unabsehbaren Verdrießlichkeiten aussetzen will, so ist er gezwungen, in keiner Sache behutsamer zu gehen, als in dieser. Die ganze Gemeine hat die Augen auf ihn geheftet. Er ist die einzige über alle andre hervorragende Person; jede Neuigkeit von ihm erzählt und ihn angehend ist dem gemeinen Mann die interessanteste und vor allen andern neuen Nachrichten die willkommenste; er ist allemal der anzüglichste Gegenstand der Zusammenkünfte auf Bierbänken und in Wirthshäusern; wie Herr Sailer in seiner Pastoraltheol. recht wohl angemerkt hat. — Das Volk meint Wunder, was sein Pastor für ein gutes und gemächliches Leben habe und da es das Glückliche dieses Lebens in seiner Einbildung mit dem Beschwerlichen des seinigen vergleicht: So entsteht bey ihm eine gewisse Art von Neid, der es anreizt, ihm beym geringsten Anlaß Kränkung zu verursachen, oder auch ihm zu schimpfen; das mindeste kan ihn also bey der Gemeine verdächtig machen. — Allein einem solchen Weltgeistlichen, frey, unabhängig, mit Schmeichlern und Schmarotzern umgeben und unter den Augen solcher

cher Zuschauer, die Vergehungen dieser Art entweder schon gewohnt sind, oder nicht selten denselben Beyfall geben und darüber lachen, steht solcher Hindernisse keins im Wege; denn hat man nicht in den großen Städten Deutschlands auf eine Sache, die unsre Vorfahren huren, wir aber Galanterie nennen, schon eine Art von Ehre gelegt; hat man nicht schon beynahe das Gegentheil mit Schande gebrandmarkt? indem ein züchtiger Mann mit den Titeln: Sonderling, Grobian, Einfaltspinsel, der nicht zu leben weiß — belegt wird. Die höhere Geistlichkeit hat also bey so bewandten Umständen keine andre Hindernisse zur Befriedigung des Geschlechttriebes zu überwinden, als die kostbare Schaamhaftigkeit und die Gewissensbisse; und selbst dieses bringt sie — was ihr jedoch in seinen Folgen schrecklich ist — wegen der alltäglichen Beyspiele und verdammlich freygeisterischen Grundsätze mit leichterer Mühe zum Schweigen, als der Landklerus: Dazu bieten ihr auch die fetten Pfründe jene Mittel dar, welche zu einer galanten Lebensart unumgänglich erfordert werden; welche aber gemeiniglich dem dürftigen Landpfarrer fehlen. Endlich muß sich der Landpfarrer auch vor der Obrigkeit fürchten; er sieht, wie hart sein etwa gefallner Mitbruder mitgenommen, wie strenge mit ihm verfahren, wie sehr er vor dem ihn umgebenden Publiko prostituirt sey; — er siehts und zittert auch bey einem nur flüchtigen Andenken zurück: Indeß die Vergehungen der höhern Geistlichkeit

übersehn werden und man für die sechszehn Ahnen eines Domherrn allen Respekt bezeugt, wenn gleich sechs junge Bastards als Zeugen seines schändlichen Betragens, herumlaufen. O Menschheit, des Schöpfers edel erschaffne Menschheit! wie tief bist du gesunken? Und wie? sollte es wohl selten geschehn, daß Richter, die über Landpfarrer und ihre Gemeinen geistliches Gericht halten und gemeiniglich Domherrn sind, sich selbst der abscheulichsten Vergehungen in diesem Punkte schuldig gemacht hätten? wohl selten geschehen, daß einige derselben andrer Vergehungen desto strenger richteten, nur um ihre eigne Schandthat vor der noch wenigstens äußerlich ehrbaren Welt zu verbergen? ich frage mit großem Bedacht — und möchte, zur Ehre unsrer Geistlichkeit, von Grund meines Herzens wünschen, daß so etwas abscheuliches nie geschehn wäre. Sollte aber jemals ein Richter das an Landpfarrern und Bauern, nach aller Strenge, bestraft haben, dessen er sich selbst ohne Menschenahndung, schuldig gemacht hat; o! so tröstet euch, meine allerliebsten Mitbrüder! Es wird nicht ohne schwerer (nicht gleich erklärter, doch unleugbarer) Gottesahndung gehalten seyn, ein solches Gericht. Gott hat dann auch den Abscheu erweckenden Kontrast zwischen den eignen Handlungen eines solchen Richters und der Strenge des Richtens haarklein beobachtet. — Diesemnach ist der Landklerus im eigentlichsten Sinne das einzigste Opfer für den Cölibat; auf

ihn allein fallen alle Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten desselben zurück, während daß es sich die höhere Geistlichkeit dabey recht wohl seyn läßt. Ist es dann Wunder, wenn der niedrige Klerus wider den Cölibat schreiet, indeß die höhere Geistlichkeit denselben aus allen Kräften zu beschützen sucht? Wunder, wenn der ehrliche und noch gewissenhafte Landpfarrer in seiner Einsamkeit nach einer Gattin seufzt, indeß er von Domherren und Kanonicis, im Kreyse feiler Dirnen oder aufgepuzter und leichtfertiger Koketten, belacht wird? — *) O! ein bittres ungerechtes Hohnlachen, worauf gewiß einst Thränen folgen werden. — Ja! hört es, ihr Grossen dieser Erde und nehmet meine Rede zu Herzen: Ewiges Weinen wird — muß auf ein solches Lachen folgen. Tausend durch eine unedle Politik elend gewordne Schlachtopfer werden einst in der grossen allgemeinen Völkerversammlung wider euch aufstehen, euch beschämen, und — Rache, Rache zum gerechten Richter rufen. Gott! wenn einst der grosse Vorhang niedergelassen wird und alle Weltbegebenheiten

*) Wenn hier das Betragen der Domherren ꝛc. ꝛc. aufgestellt wird: So wollen wir nicht sagen, daß es gar keine Gute darunter gebe — Nein, wir kennen vielmehr auch sehr würdige Männer darunter; es geschah nur, um den gemeinen Lauf der Dinge zu zeigen, die der Scharfsichtige ohnedem längst beobachtet und sich der Momus beynahe schon zur allgemeinen Satyre gemacht hat.

im Zusammenhange — und die ganze vom Menschen gespielte Comödie und Tragödie entschleiert vor unserm Auge da stehet; Gott! welche Auftritte, welche Rollen, welche entzifferte Räthsel, welche überraschende Veränderungen, welches Erstaunen!

Mitmenschen! kommt, seht und fühlt es, daß das den Geistlichen aufgebürdete Gesez des Cölibats keineswegs das Werk ächter und reiner Religion, keineswegs die Absicht des grösten Wohlthäters der Welt, Jesu Christi, war, sondern daß es eine elende Fehde einer eben so elenden Politik sey; daß die Erhaltung des Adels, der Dom- und andrer Stifter — daß u. s. w. — am allerwenigsten aber eure Heiligkeit und Redlichkeit der Sitten dadurch befördert werde.

In der That, wären die Grossen in der Verlegenheit, in dem Zwange und in solch einer Lage, worin sich die Landgeistlichkeit befindet, ich wette tausend gegen eins, der Cölibat wäre längst aus der Welt geschaft und ich zweifle keinen Augenblik, daß mir nicht jeder unbefangner Menschenkenner darin Recht geben sollte; denn, so wie überhaupt in der Natur nichts überspanntes von Dauer ist und lange besteht, (wie z. B. eine Sayte bald springt und schlaff wird, wenn man sie zu stark ausdehnt): Eben so hätte das gewaltsame Gesez des Cölibats unmöglich von langer Dauer seyn können, wenn alle und jede, ho-

he

he so wohl als niedrige, Geistliche gezwungen gewesen wären, die ganze Last des Gesetzes in der That, in der Sache selbst und nicht vor den Augen der Menschen, nicht zum äußerlichen Scheine nur — zu fühlen und zu tragen; wenn es allen und jeden in der That verweigert gewesen wäre, sich auf eine andre der Sinnlichkeit noch mehr schmeichelnde Art schadloß zu halten: Es würde bald verschwunden seyn, wie das Spartanische Regierungssystem des Lykurg, aus ähnlicher Ursache, von keinem langen Bestande war. Wenn wir auch von keiner einzigen Vergehung so wenig unter den höhern als geringern Geistlichen gehört hätten; so könte uns bey der Kentniß der Menschennatur diese Betrachtung schon einigermassen als ein Beweis aus der Vernunft dienen, daß dennoch heimlich nicht alles richtig sey. Weil dann nun die Landgeistlichkeit die Last des Cölibats allein fühlt, und diese ihr eine zu schwere Bürde ist; so hat sie dieselbe auch von Zeit zu Zeit abzuwerfen gesucht und sich dawider gesträubt, wie es dem Geschichtskundigen nicht unbekant ist und wir in neuern Zeiten bey der Reformation gesehn haben. — Ja, ich sage hier zum Beschlusse noch mehr: Wenn es nicht selbst Vielen von der Landgeistlichkeit glückte und von Zeit zu Zeit geglückt wäre, sich das Joch des Cölibatgesetzes auf diese oder jene Art zu erleichtern; so würde längst schon eine allgemeine Wiedersezlichkeit dawieder aufgestanden und dann das Gesez nicht einmal von langer Dauer ge-

gewesen seyn. — Befriedigte Sinnlichkeit, also unbegrenzter Geschlechtstrieb, arbeitet der unedlen Politik zur Aufrechthaltung des Cölibatsgesetzes, mehr, als die ächte Religion, in die Hände.

Doch — die ausschweifende Wollust sey auch entstanden, wie und woher sie wolle, gnug daß sie, wie Herr Sailer so nachdrücklich eingesteht, würklich eingeführt ist; und das ist sie zum Verderben des Staats, grösten Nachtheile der Religion und Untergange der Menschen. — Mannbare Jünglinge, welche schmachtende Mädchens in allem Betrachte glücklich machen könten und sollten, hüten sich vor den Fesseln der Ehe und schweifen wie leichtfertige Schmetterlinge auf den Blumen umher, dieselben zu beschmutzen und welk zu machen. Diese tödtende Pest reißt täglich mehr ein und verbreitet sich von Staatsmännern auch schon zu den geringern Ständen. — Wir machen aber daraus einen ganz andern Schluß, als unser Herr Sailer. Desto eher — sagen wir — sind wir als Diener der Religion verpflichtet, den Weltleuten ein gutes Beyspiel zu geben: Um desto eher sollte man den katholischen Priestern das Heirathen nicht mehr ver: sondern gebieten; damit der seiner Natur und Bestimmung nach ehrwürdige und heilige Ehestand wieder in das Ansehn komme, das ihm Jesus Christus beygelegt hat, indem er ihn zur Würde eines Sakraments erhob.

An:

Anstatt, daß Herr Sailer aus der ausschweifenden Wollust die Unmöglichkeit der Aufhebung des Cölibats herleitet und zur beynahe veranlasten Verzweiflung so vieler Geistlichen sagt: Ihr könt die Aufhebung nicht hoffen, — würden wir die Bischöfe und Vorsteher der Kirche an ihre Pflicht erinnert, würden, nachdem wir das äusserste Verderben Deutschlands geschildert hätten — ihnen die Mittel zur Abwendung dieses Verderbens gezeigt und ihnen mit dem Eifer eines Pinehas und dem Feuer eines Elias zugerufen haben: Eure Geistlichen sind die Haupturheber dieses Verderbens; lasset sie nicht länger in einer so unbestimmten und gefahrvollen Lebensart, nicht länger unter dem Joch des Cölibats seufzen; gebet ihnen zur Befriedigung ihrer Naturtriebe, damit die ausschweifende Wollust nicht weiter einreisse, Weiber; ehe dann jene unruhigen und kriegerischen Zeiten eines neuen Luthers, oder Kalvins, wieder aufstehen, ehe sich der Empörungsgeist auch über Deutschland verbreitet -- u. s. w. Zu solch einer Sprache sollte uns diese Sache Anlaß gegeben haben; und wären dann unsre Worte auch in den Wind geredet: Immerhin; wir hätten doch unsre Pflicht gethan und unserm Gewissen ein Gnüge geleistet. —

Herr Sailer.

II. Nach den moralischen Verhältnissen des katholischen Volks und deren Beziehung auf die Religion darf ich, als angehender katholischer Geistlicher, die Aufhebung des Cölibats nicht wünschen.

1. Alles das darf ich nicht wünschen, daß es jezt geschehe, welches, wenn es jezt geschähe, nach meiner Ueberzeugung mit gewaltsamer Auswurzelung der moralisch-religiösen Gesinnungen des Volks nothwendig verbunden wäre: Eine offenbare Wahrheit!

2. Die Grundlagen der moralisch-religiösen Empfindungen des katholischen Volks stützen sich auf das Vertrauen, das es auf die Geistlichkeit sezt. Auch eine unwidersprechliche Thatsache!

3. Also was dem Volk dieses Vertrauen rauben würde, das entrisse zugleich die Wurzeln der moralisch-religiösen Gesinnungen ihren Herzen. Ein logisch-richtiger Schluß!

Nur aber die Aufhebung des Cölibats würde dem Vertrauen auf die Geistlichkeit, das hie und da schon in den lezten Zügen liegt, vollends den letzten Stoß geben; wer mag daran zweifeln? Wenn unsre Geistlichen Weiber bekommen: So kan ich ihnen nicht mehr beichten, sie nimmer predigen hören, kan ihrer Messe nicht mehr beywoh-

wohnen u. s. w. dis hab ich bey so mancherley Anlässen aus dem Munde der frömmsten Katholiken gehört, daß ich auch ohne andre Beweise an der Zerrüttung der Moralität, als einer Folge des Cölibats, nicht mehr zweifeln könte. Dis wird uns desto einleuchtender werden, wenn wir bedenken, daß die Beichtanstalt, besonders unter dem Landvolk, noch am besten die noch übrige Unschuld und Unverdorbenheit der Menschen aufrecht halten und dis darum, weil Jeder, der die ersten Keime der Leidenschaft redlich offenbart, gegen sie gewarnt werden kan. Nun aber die offenherzige Sprache ist eine Frucht des Vertrauens auf die Geistlichen, dis Vertrauen eine Frucht der Hochachtung des Standes, diese Hochachtung eine Folge der Heiligkeit des Standes und diese Heiligkeit wird nach den Begriffen des Volks gröstentheils von der Ehelosigkeit abgeleitet.

Diese wichtige Wahrheit leuchtet selbst unpartheiischen Protestanten ein. Schlösser sagt in seinen kleinen Schriften, 1. Th. S. 209. **Aber da sey Gott vor, daß er -- der Ehestand -- bey Ihren Geistlichen unvorbereitet eingeführt werden dürfte, und wenn ich sage: unvorbereitet; so rede ich von 50. jähriger nothwendig vorauszusetzenden Vorbereitung. Ihre Priester würden, wenn sie nun heirathen dürften, bald werden wie die Parvenus, die lange darben und auf einmal reich werden;**

den; sie würden sich in die schnelle Verändrung nicht schicken können und ihr Volk würde zu hassen oder zu spotten anfangen, oder bald zu glauben aufhören. Bey uns ging die Sache so in einem hin. Das ganze Reformationswesen war so ein allgemeines Zusammenwerfen, daß man diese Kleinigkeit nicht spürte. Aber bey ihnen gings itzt so bedächtlich. Wenn ich mich in die Zeit versetze, wo Luther auftrat, so gestehe ich Ihnen, ich würde nie geahndet haben, daß bey seinem Rütteln an dem Gebäude noch ein solches Plätzgen herauskommen würde, als das, in dem wir so ziemlich häuslich wohnen. Wenn man bey ihnen fortfährt zu rütteln, so kan auch so was herauskommen. Aber wahrlich: sehr vielleicht; denn das können wir niemand nicht bergen, daß die Arbeiter, die Luther ausschickte, sehr vielen Enthusiasmus für die Sache hatten. Es muste doch Sache werden, sie sey nun gut oder nicht; aber bey dem Rütteln, das bey ihnen hier und da geschieht, fehlt der Enthusiasmus bey den Arbeitern: Sie müssen dazu gepeitscht werden. Höchstens bey den Heirathen möchten sie vielleicht gerne gehen, und so sollte grade der Enthusiasmus nicht seyn.

Kajus

Kajus und Sempronius.

Einrede.

Die Richtigkeit dieser logischen Schlußfolge beruhet auf zween Säze; erstens auf den Saz: Das Vertrauen des katholischen Volks auf die Geistlichkeit würde durch die Aufhebung des Cölibats den lezten Stoß bekommen. — Zweitens, auf den: Die Wurzeln der moralisch-religiösen Empfindungen des Volks beruhen auf diesem Vertrauen. Aber diese beyden Säze sind noch so völlig richtig nicht, als sie es anfangs zu seyn scheinen und es auch von einer Seite sind. Hätte der zweite Saz — seine völlige Richtigkeit, so müsten alle Leute, die zu der Volksklasse gehören, blosse Maschinen seyn, deren Triebräder von der Hand des Priesters in Bewegung gesezt würden, und so wäre der Glaube, die Tugend und jede moralisch-religiöse Empfindung nicht der Glaube, die Tugend und Religion des handelnden Volks, sondern des dasselbe in Bewegung sezenden Priesters — und da hätten wir ja dem Freygeiste, dem alle Religionen gleichgültig sind, ein weites Feld zum vernünfteln eröffnet, ohne ihm etwas gründliches entgegen sezen zu können. Hängt die Wurzel der moralisch-religiösen Empfindung des katholischen Volks blos vom Vertrauen auf den Priester ab; gut, so ist es wenigstens dem Volke eben viel, ob es sich zur Mahometanischen, Jüdischen, oder einer andern Religion bekennt; denn seine ganze Religion, mit der Wurzel jener Em-

Empfindungen hängt am Priester, dem es folgt. Hat nun nicht der Jude auf seinen Rabbiner, der Mahometaner auf seinen Mufti, eben so viel Vertrauen, als der Katholische auf seinen Priester? Ohne diesem Vertrauen also würde der Jude, oder Mahometaner, eben so wenig Jude oder Mahometaner, als der Christ ein Christ seyn; denn das Vertrauen des Christen auf seinen Priester macht ihn, nach jener Voraussetzung, eben so zum Christen, wie das Vertrauen des Mahometaners auf seinen Mufti, des Juden auf seinen Rabbiner jenen zum Mahometaner, diesen zum Juden bildet; und so würde die Volksreligion des Christen von keinem größern Werth, als die eines Mahometaners seyn und dann wäre nichts dabey verloren, wenn das Volk diese religiösen Gesinnungen fahren ließe und die Gesinnungen jener Lehrer wieder annähme, worauf sein Vertrauen als auf einen andern Gegenstand fiele. — Aber Gott wolle uns vor solchen Grundsätzen in Gnaden behüten. Lassen Sie uns, meine Leser, lieber unser katholisches Volk nicht so ganz zu bloßen Maschinen herabwürdigen; lassen sie lieber uns suchen, es zu Christen zu bilden, die selbst denken, sich selbst von der Wahrheit überzeugen und selbstthätig die moralisch-religiösen Empfindungen in sich rege zu machen suchen; lassen Sie uns bey ihm diese Selbstüberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit unsrer christlichen Religion wenigstens dann festsetzen, wann ihm dieselbe einleuchtend gepredigt ist. Diese Selbstüberzeugung

ist

ist auch bey dem geringsten unter dem Volk einigermassen unumgänglich nothwendig, wenn sein Glaube und alle Religions-Handlungen, als beichten, kommuniciren u. s. w. nicht bloßes Maschinenwerk seyn soll. Läßt man diese Selbstüberzeugung auch des geringsten unter dem Volk, auf keine Art gelten; so wiederholen wir das gesagte. Für das Volk ist es im erwachsenen Alter eben viel, ob es diese oder andre Religionsgebräuche ausübe, und Gesinnungen habe, ob die Maschine so, oder anders getrieben werde; denn Maschinenwerk bleibt immer und allenthalben was es ist — Maschinenwerk. Läßt man sie aber gelten: So ist es nicht wahr, daß die moralisch-religiösen Empfindungen des Volks, noch weniger die Wurzeln derselben, an dem Vertrauen auf seine Priester hangen; denn diese sind weder Würkungen desjenigen der da pflanzet, noch dessen der da begiesset, sondern des einzigen Gottes, der das Gedeihen dazu giebt, wie der Apostel sagt . . . und der Psalmist: Wenn nicht du die Stadt beschützest, so wachet und arbeitet der umsonst, welcher sie bewahrt. Und wehe unsrer katholischen Religion, wenn die religiösen Gesinnungen des Volks nur an dem Vertrauen auf die Priester hingen; denn, da, wie Herr Sailer selbst gesteht, dasselbe schon hier und da in den lezten Zügen liegt, müßte nicht auch damit die Volksreligion in den lezten Zügen liegen? Es ist wahr, jene Gesinnungen hangen in so weit vom Priester ab, als dieser von Gott zum Werkzeug gebraucht wird, dem rohen unausgebil-

bildeten Volke, vermittelst einer höheren Erleuchtung von oben, die Gründe der Wahrheit und Göttlichkeit unsrer christlichen Religion anschaulich und einleuchtend zu lehren und zu predigen. Dis ist das Werk des Priesters, diesen Zweck soll der mit Beyspiel und Lehre zu erreichen suchen, wie die Apostel, dessen Nachfolger er ist, ebenfals bey der Bekehrung der Heyden es thaten. — Ist dem Volke aber einmal die Göttlichkeit der Religion, ist ihm der Wille Gottes von dem, was es thun oder meiden soll, einleuchtend; so glaubt, empfindet, handelt es nicht mehr, darum, weil sein Priester so glaubt und handelt, sondern es thut alles dieses auf das Ansehn eines unfehlbaren Gottes und aus Liebe zu diesem über alles liebenswürdigen Wesen. — So wird es standhaft bleiben; auch wenn ein Engel vom Himmel käme und ihm das Gegentheil predigte, auch wenn Pharisäer auf dem Stuhle Moses säßen, auch wenn seine Priester sich immerhin verheiratheten. Dächte oder handelte das Volk anders, so gereichte dieses der Geistlichkeit zur Schande; weil es der augenscheinlichste Beweis wäre, daß sie die Hauptpflicht ihrer Bestimmung, nemlich den Volksunterricht, sehr vernachlässigt hätte.

Doch, gäben wir auch dem Herrn Sailer die völlige Richtigkeit dieses Satzes zu: So würde er ihm doch für seine Behauptung in der Folge wenig helfen; denn hat das Volk ein so uneingeschränktes Vertrauen auf seine Priester, daß sogar

die Wurzel der moralisch- religiösen Empfindungen darauf sich stüzt; haben die Priester das Herz des Volks so sehr in ihrer Gewalt, warum sollten sie es durch einen vernünftigen Unterricht nicht auch dahin lenken können, daß es die Heirathen ihrer Priester nicht mehr verabscheue, sondern vielmehr wünsche. Gleichwie in dieser Voraussetzung die Verabscheuung verheiratheter Priester blos allein von dieser ihrem eignem Unterrichte und von mönchischen Vorspiegelungen entstanden ist: So müste ja nothwendiger Weise der Wunsch nach verheiratheten Priestern bey ihm eben so gewiß entstehen, wenn es anders unterrichtet, wenn ihm dieser Punkt als eine Disciplinarsache, (welche eigentlich mit dem Glauben in keiner Verbindung steht, sondern der Veränderung unterworfen ist) so wie das zuträglich- nüzliche, heut zu Tage nothwendige u. s. w. der Priesterehe von der rechten Seite triftig vorgestellt würde. — — Das gebe ich zu, wird Herr Sailer sagen: Wenn das Volk gnugsam unterichtet und bis zur Ueberzeugung von der Zuträglichkeit der Priesterehe gebracht wäre, daß dann das Vertrauen auf die Geistlichkeit und so auch dessen moralisch- religiösen Empfindungen keiner Gefahr unterworfen wären. Allein, wie viel Zeit, wie viel Umstände werden dazu erfodert, um es dahin zu bringen? — Vielleicht hat Herr Sailer darum mit Vorsicht das Wörtchen, jezt gebraucht: Alles das darf ich nicht wünschen, daß es jezt geschähe, welches, wenn es jezt geschähe u. s. w. — Aber lieber

 Mann!

Mann! nachdem man es als sicher voraussetzen kan, oder wir es wenigstens als sicher voraussetzen, daß der Cölibat in vielem Betracht mehr schädlich als vortheilhaft sey, und man ihn als Gesez zu den verderblichsten Misbräuchen rechnen könne, warum fängt man von diesem Augenblicke nicht an, das Volk eines bessern zu belehren, es langsam, unmerklich und nach und nach von der vorigen Meynung abzuziehn und zu der bevorstehenden Verändrung ihrer zukünftigen Priester vorzubereiten? — Sey es dann auch, wie Schlösser sagt, (worin ich jedoch nicht ganz seiner Meynung bin,) daß wenigstens eine 50jährige Vorbereitung dazu nöthig sey, so würde doch auf diese Art endlich der glückliche Zeitpunkt herannahen, wo für die moralisch-religiösen Volksempfindungen nichts mehr zu besorgen stünde. — Bey der jetzigen Lehrart öffentlicher Professoren aber, wobei die Pfarrer und Erfahrungsmänner schweigen müssen, wenn sie sich keiner Verdrießlichkeit aussetzen wollen, und bey solchen Pastoralvorlesungen, wie die gegenwärtige des Herrn Sailers, bleiben wir immer auf dem alten Standpunkt stehen und es läßt sich keine Verändrung, keine Aufklärung des Volks in diesem Stücke erwarten; man wird dann über hundert Jahre noch mit eben dem Nachdruck sagen können, was im Jahre 1790. Herr Sailer gesagt hat: Alles das darf ich nicht wünschen, daß es jezt geschehe, welches, wenn es jezt geschähe — u. s. w. — Hätte Herr Sailer nicht besser gethan, wenn er entweder von die-

dieser Sache ganz stillgeschwiegen, oder — wenn er die vernünftigen Anmerkungen eines Schlössers von Aufhebung des Cölibats, den dieser doch gewiß nicht billigt, sondern ihn zum Gegenstande seiner Satire macht, benuzt, und daraus mit einiger Vorsicht eine Pastoralvorlesung veranstaltet hätte, ungefehr so, wie der gelehrte **Lauber** in seiner Moraltheologie. Eine Vorlesung dieser Art, von einem **Sailer** entworfen, würde auf die bessern Sitten junger Geistlichen einen nachdrücklichern Einfluß gehabt haben, als eine, die so gekünstelt wie die gegenwärtige ist; weil Aufrichtigkeit und Wahrheit immer mehr an sich ziehn, als gezwungene Künstley: Was hat dann **Lauber** den Sitten junger Geistlichen für einen Schaden zugefügt, wenn er gradezu die Schädlichkeit des Cölibats gesteht, die Bischöfe an ihre Pflicht erinnert und gradezu den Wunsch äußert, daß die Bischöfe nicht mehr auf ehelose Priester bestehen möchten. Herr **Sailer** wird doch den gelehrten aufrichtigen **Lauber** dieses Wunsches wegen keiner Sünde beschuldigen wollen. Wir denken: Wünschen und wünschen ist ein Unterschied, je nachdem mans nimmt. Hätte Herr **Sailer** sich dieser gewiß unschuldigen Methode bedient, er würde dafür im stillen von tausenden gesegnet worden seyn. So aber hat er ein feines Gewebe gemacht, das gar leicht den Zeitpunkt, wo man es endlich wird wagen dürfen, seine rechte wahre Meynung über den Cölibat zu sagen, auf 50 Jahre hinausschieben kan; und wäre er sodann

nicht mit Ursache daran, wenn nun unsre Geistlichen noch 50 Jahre länger heucheln und öffentlich etwas behaupten, was sie im Herzen verdammen. Was würde Herr Sailer zu uns sagen, wenn wir zur Unterstützung eines Misbrauchs, weil er etwa in unsern Kram dient — z. B. der albernen Hexerei und des gewinnsüchtigen — im Sinne des Volks gewiß ganz abergläubischen — überlesens, des herumleitens mit Pferden und Kühen auf Processionen, welches zwar lächerlich und läppisch ist, aber doch Opfer einbringt, — doch so argumentiren wollten: Meine Untergebenen sind einmal fest an die Meynung gebunden, daß es Hexen gebe, daß sie an ihrer Person sowohl als an ihrem Vieh und übrigen Sachen gar leicht behext werden können, daß es also gar nüzlich sey, in Krankheiten der Menschen sowohl als des Viehes den Priester kommen zu lassen, um durch überlesen, durch so genantes Heiligthum und Agnusdei — Sachen, die schon mit einem halben Pfennige zu theuer bezahlt werden, weil der ganze Plunder nichts werth ist — von der eingebildeten Hexerey befreiet zu werden. Das Volk ist auf diese Meynung verpicht und flechtet sie nicht allein ganz mit in die Religion hinein, sondern sezt auch nur auf denjenigen Priester das festeste Vertrauen, der unverschämt gnug ist, die Einfalt desselben zu seiner Gewinnsucht zu misbrauchen und es mit einer frommen Miene zu äffen, indem er hurtig überliest. — Wollen wir unsern Untergebnen diese Meynung benehmen, so wer-

werden sie sagen wir seyen Luthersch, sie werden das Vertrauen zu uns verlieren, und — zum Kapuziner gehn, — um da Trost zu suchen. Wir müßen also, um dieses zu verhindern, die Hexen in Gottesnamen schalten und walten lassen und getrost fortfahren, zu überlesen. — Es ist wahr, die Ordnung der Dinge wird verkehrt; man sollte da den Arzt rufen lassen, wo man den Priester zum überlesen ruft, und Heiligthum und Agnusdei — bezahlt. Man sollte die Frau, die da glaubt, weil sie keine Butter bekommen kan, ihre Kühe und ihre Milch sey behext, statt sie in diesem albernen Glauben durchs überlesen noch mehr zu bestärken, sie auf ihre Unreinlichkeit und Unachtsamkeit aufmerksam machen. Es ist wahr, Mancher beschuldigt seinen Nachbar, weil er etwa durch seinen Fleiß fortkommt, der Hexerey, wodurch dann nach der Meynung des Volks der Familie ein Schandfleck angehängt wird, der sich oft auf mehrere Generationen erstreckt und den Untergang eines fleißigen Hauses nicht selten bewürkt. Alles dieses wissen wir, wissen es aus Erfahrung; aber dennoch müssen wir zur Erhaltung unsers Vertrauens alles beym Alten bewenden lassen. Würde Herr Sailer mit dieser feinen Argumentation zufrieden seyn? gewiß nicht. Was er uns nun hier zur Zurechtweisung sagen würde, das sagen auch wir ihm in dem gegenwärtigen Falle vom Cölibat.

Der zweyte Satz: Das Vertrauen des Volks

 auf

auf die Geistlichkeit würde durch die Aufhebung des Cölibats den lezten Stoß bekommen, — ist noch weniger richtig. Wir könten diesem Satze eben das entgegensetzen, was wir vorher sagten, nemlich man solle gleich allgemein anfangen, das Volk eines bessern zu belehren. Aber wir glauben vielmehr, daß es im Ganzen genommen schon würklich gnug unterrichtet und vorbereitet sey, oder in einem Jahre dazu hinlänglich vorbereitet werden könne; und hier geht unsre Meynung von jener des **Herrn Schlössers** etwas ab. — Hier sey es uns auch erlaubt, im Vorbeygehen zu bemerken, daß der Einfall dieses Herrn, die zu verheirathenden Priester mit den Parvenus zu vergleichen, die lange darbten u. s. w. ein bloßes Spiel des Witzes sey, das hier nicht paßt — oder wird er **Luthern** und alle seine Nachfolger auch mit diesen Parvenus vergleichen wollen? — Nein! unser katholisches Volk ist so dumm und albern nicht mehr, als es zu und gleich nach den Zeiten eines **Luthers** war. — Wenn unsre Geistlichen Weiber bekommen, so kan ich ihnen nicht mehr beichten, sie nimmer predigen hören, kan ihrer Messe nicht mehr beywohnen u. s. w. heißet es ferner. — Dieses mag **Herr Sailer** bey so manchen Anlässen von einem alten frommen Mütterchen, von einem dummen Frömmlinge, der doch vielleicht im Grunde selbst ein Betrüger ist und von einigen idiotischen Bigotten gehört; aus dem Munde gesezter Männer, wohlunterrichteter Leute, aber und wären es gleich nur Bauern, wird ers nie zu die-

ser

ser Zeit vernommen haben. — Es ist noch nicht lange her, als ich bey einer Kindtaufe, in einer Nebenstube, das Urtheil der Bauern über einen Geistlichen, der ganz offenbar ein uneheliches Kind erhalten hatte, vernahm. Einige spotteten darüber und machten nach ihrer Art bittre Satyren; aber der Charakter dieser Spötter selbst war mehr als des Bespottens werth: Die besser denkenden, welche den grösten Theil ausmachten, äusserten Mitleiden über den gefallnen Geistlichen, rühmten seine übrigen guten Eigenschaften und schloßen mit dem Ausspruch: **Geistliche sind auch Menschen; ich weiß nicht, warum sie keine Frauen haben; sie könten doch ihre Kinder besser als wir ernähren; man hört mit der Zeit so viel von Papenkindern, daß eine Frau ihnen wohl dienlich wäre.** — Diese Aeußerung ist Thatsache; und wer die natürliche Einfalt, die oft am allerersten die Wahrheit trift, von ferne belauscht, der wird dergleichen mehr im Kreyse gemeiner Leute zu vernehmen Gelegenheit haben. — Was aber den Städter betrift; da wird doch Herr Sailer nicht mit so zuversichtlicher Gewißheit ausrufen: *Wer mag da zweifeln?* — denn es ist bekant gnug, daß dieser vom Hoffrath an bis zum Schuster hinzu den Nutzen der Priesterehe deutlich einsehe und bey diesem die gewaltsame Auswurzelung der moralisch-religiösen Gesinnungen keinesweges mehr zu besorgen stehe, wenigstens in der Hauptstadt nicht mehr — dafür bin ich

Bürge — in dessen Bezirk dieses geschrieben ist. — Oder sollten vielleicht die Leute im Oberlande und in dem Bezirke um Dillingen noch dummer, noch mehr Idioten und bigotter seyn als in Westphalen? Ich habe mir immer das Gegentheil vorgestellt. — In der eben erwehnten Hauptstadt ist man so weit entfernt, die Priesterehe zu verwerfen, daß vielmehr Viele schon zum andern äußersten schreiten und den Cölibanten einen unempfindlichen dummen Mann nennen; wie ich ähnliche, etwas grob gesagte, Ausdrücke noch neulich, in einer vermischten Gesellschaft, im Beyseyn sehr ehrwürdiger Personen, die so ziemlich gelassen dabey blieben, mit diesen meinen Ohren gehört habe.

Lassen wir aber weiter schreiten in der Untersuchung und erwegen, was dann eigentlich dem gemeinen Manne mehr Mißtrauen gegen die Geistlichkeit einflöße — der Cölibat, oder die Ehe?

Der scharfe Menschenbeobachter wird finden, daß das Vertrauen des Volks auf seine Priester im Cölibate nie — das Mißtrauen aber auf dieselbe gar leicht allgemein werden könne. Man wird es doch immer eingestehen müßen, daß viele, sehr viele, aus ihrem Mittel sich vor den Augen des Volks vergehen; und wenn sich einer vergangen hat, das weiß man sich einander in einem Umkreise von sieben Stunden gar bald zu erzählen; ja im Orte selbst, wo das Verbrechen begangen ist, weiß man, noch nach einer Generation, nachdem die Gebeine des Gefallenen

längst

längst vermodert sind, sich daran zu erinnern. Der und der Pastor war so beschaffen -- Wes Geistes Kind wird dieser seyn? Gemeiniglich die erste Frage der Pfarrkinder beym Antritte eines neuen Pfarrers. Und was ist die Folge davon? Daß man endlich alle Priester auf dieselbe Art beurtheilt, keinem mehr trauet und auch den ehrwürdigsten unschuldigsten Mann einem ungerechten und kränkenden Argwohn aussezt. Hat der Pfarrer eine Haushälterin, die etwas anständiger gekleidet ist und von erträglicher Gesichtsbildung ist; da heißt es gleich: O! es soll uns mal wundern, was das geben will; gleich als wenn dem Volke die Unmöglichkeit, mit derselben keusch und engelrein zu leben, ahndete. Gehet er auch auf die unschuldigste Art mehrmal in ein Haus, worin sich Mädchens, ja sogar oft nur verheirathete Frauenspersonen befinden — Ey! was mag unser Pastor in dem Hause zu schaffen haben? — ist da das erste Urtheil. Hat er Gesellschaft, gleich wird alles haarklein nachgeforschet, was in derselben vorgefallen ist. Es giebt sogar schadenfrohe und neugierige Leute, die, wie Spionen, des Abends in der Ecke des Hauses und unter den Fenstern lauern, um etwas auszulauschen, was sie des andern Tages in der Schenke erzählen können. Daher kommt es, daß mit der Zeit der argwöhnische Bauer auch auf den vortreflichen Mann einen Verdacht wirft, der oft um desto eher erregt wird, je unschuldiger der

Pfarrer ist und je weniger er, seiner Unschuld halber, sich mahl denselben vorzustellen vermögend ist. — Ja wir mögen kühn behaupten, daß der ganz Unschuldige, bey einem aufgeräumten Temperament, diesem Verdacht mehr ausgesezt ist, als der würklich Schuldige, der kein gutes Gewissen hat; denn Jener ist sich, bey seinen Handlungen, nichts Böses bewust und kan also unmöglich auf die Vermuthung fallen, daß ein andrer etwas Böses bey ihm argwöhnen sollte; da hingegen dieser sich vor Menschen öffentlich desto mehr in acht nimmt, je schlechter er im Verborgnen handelt, wenn er äusserlich eine Frömmigkeit heuchelt, um desto ungestörter und sichrer seinen Lüsten fröhnen zu können. — Möchte uns doch nicht die Erfahrung von diesen und noch weit mehrern alltäglichen Auftritten belehren! — All dieser Unfug nun, welcher den guten Pfarrer eben so sehr kränkt, als er dem Volke zum Verderben gereicht, indem er sehr zur Ausbreitung böser und schadenfroher Grundsätze beyträgt und der ganzen Sittlichkeit des Volks eine schiefe Richtung giebt — All dieser Unfug, wovon wir nur noch eine sehr unvollkommne Skizze entworfen haben, wird er nicht meistentheils vom Cölibat unterhalten und würde er nicht gänzlich ewig fallen, wenn der Pfarrer ein Weib hätte. Hier ist der wahre Grund zu finden, warum nach dem Ausdruck des Hrn. Sailers das Vertrauen auf die Geistlichkeit schon hier und da in den lezten Zügen liegt;

liegt; oder weiß Herr Sailer einen andern Grund davon anzugeben, als die häufigen Vergehungen der Geistlichen? Und sind diese nicht die natürlichen Folgen eines gezwungnen Cölibats? Daher soll es schon irgendwo, wie ich, einstens in der Zeitung gelesen zu haben, mich erinnre, geschehen seyn, daß die Einwohner einer ganzen Gemeine, der Sicherheit ihrer Weiber halber, mit vereinter Stimme beweibte Priester von der Obrigkeit verlangt haben, und sollte dieser Bericht auch nicht völlig wahr seyn, so ist doch gewiß, daß hier und da schon ganze Gemeinen, oder doch schon in den mehrsten Gemeinen einzelne Glieder mit dieser Denkungsart angesteckt sind; daß also das Volk wegen des schlechten Betragens und der Ausschweifungen seiner Geistlichen schon von selbst, aus Gründen der gesunden Vernunft, ohne einem anderweitigen Unterricht, darauf verfällt und an vielen Orten schon darauf verfallen ist, daß ihm beweibte Priester nützlicher sind, als Cölibanten. Und so hätte dann unser Herr Sailer wenig oder nichts für unsre Beichtsanstalt zu besorgen, die, besonders unter dem Landvolke — aber, warum nicht eben so gut unter den Stadtbewohnern? — noch am besten die noch übrig gebliebne Unschuld und Unverdorbenheit der Leute (denn, Herr Sailer! ist dann alles schon so sehr verdorben?) aufrecht erhält; er hätte nichts mehr dafür zu besorgen, besonders, wenn auf obrigkeitliche Veranstaltung ein freymüthiger und passender

Unter-

Unterricht vorausginge und dem Volke anschaulich gezeigt würde, daß, die Heiligkeit des geistlichen Standes von der Ehelosigkeit desselben ableiten, ein falscher Sinn, ein unächter Begriff sey, wofür ihn Herr Sailer doch gewiß auch hält. — Wofern das christliche Volk in der jetzigen Verfassung keineswegs abgehalten wird, einem Priester zu beichten, der entweder offenbar, oder doch in seinen Augen ein Hurer ist; wie sollte es dann abgehalten werden können, einem verehlichten Priester die Keime seiner Leidenschaft zu offenbaren, da doch ein eben so großer Unterschied zwischen einem rechtmässig verehlichten und einem Hurer, als zwischen Tag und Nacht Statt findet und sich wohl mit diesem, keineswegs aber mit jenem, ein Begriff von Heiligkeit verbinden läßt. Wie bey der Reformation das Volk sich durchgehends an diejenige Parthey anschloß, welche seine vorgesezte Priester nahmen, und mit dem Lutherisch gewordnen Pfarrer Lutherisch, und mit dem Kalvinischen Kalvinisch wurde; so würde auch eben dis gesamte Volk gut katholisch geblieben und auf gleiche Art seinen Priestern gefolgt seyn, wenn diese sich zwar verehlicht, sich übrigens aber an die Lehre des katholischen Glaubens gehalten hätten; und würden sich nicht wohl die meisten gerne an diese alte Lehre gehalten, würde nicht die Reformation eine weit bessere Wendung genommen haben, wenn den Priestern das Heirathen ordentlich erlaubt worden wäre? — Man sage mir nicht, daß ich mir hier

selbst

selbst widerspreche, indem ich jezt die religiösen Gesinnungen des Volks vom Vertrauen auf die Priester abhangen lasse, welche ich zuvor auf seine eigne Ueberzeugung gründete; denn, nebst dem, daß dieses in so fern seine Richtigkeit hat, als die Priester seine Prediger und Lehrer sind: So war auch das Volk wohl zu keiner Zeit mehr vernachlässiget, schlechter unterrichtet und dummer in der Religion, als zu den damaligen Zeiten, wo der Priester selbst Idiot war. Was Wunder also, wenn es damals sich wie ein wankendes Rohr vom geringsten Winde bewegen ließ? und es dürfte in der That, in Rücksicht auf das damalige Volk, mit seinen jämmerlichen Religionsbegriffen, die sich beinahe ganz im Mönchwesen ausgeartet hatten, und wovon der Cölibat, wenigstens in so weit man ihn übertrieben hat, noch ein Ueberbleibsel ist, durch die Verwechselung seiner religiösen Gesinnungen wo nicht gewonnen, doch gewiß nichts verloren seyn, wenn diese Verwechselung nicht die betrübte Folge gehabt hätte, daß auch seine Nachkommenschaft für einen bessern und gereinigtern Unterricht taub geworden wäre. Aus dieser Ursach bin ich nicht abgeneigt zu glauben, daß die besser unterrichteten unterm Volke entweder gar nicht, — oder gleich ihren Geistlichen, nur aus zeitlichem Interesse, von ihrer Religion abgefallen sind und daß es nur eine verwahrlosete Menge gewesen sey, die sich blindlings leiten ließ. — Ich möchte aber meinen Zeitgenossen nicht gern die Schan-

de

de anthun, zu behaupten, daß es unter ihrer Aufsicht und Leitung noch eine so verwahrlosete Menge gebe, die sich blindlings mit verbundnen Augen führen lasse. — Gnug hievon. Schließlich machen wir noch diese nicht unrichtige Anmerkung. Man würde zu wenig der alles lenkenden Vorsehung Gottes trauen; wenn man bey einer Verändrung, wodurch die Religion auf keine Weise gekränkt wird, für die Religion selbst und ihre wesentlichen Bestandtheile so sehr besorgt seyn wollte. Nein! der allmächtige wird seine Verheissung, die er unsrer Kirche gegeben hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen, zur Erfüllung zu bringen wissen. Nach unsrer Theologen Lehre hat Gott selbst die Ohrenbeichte wo nicht unmittelbar, doch gewiß mittelbar veranstaltet: Wird er nicht auch Mittel wissen, dieselbe bey einer bevorstehenden Verändrung, die ihm aus mehr als einem Grunde nicht unangenehm seyn kan, in demselben Ansehn zu erhalten, worin sie nun steht? Wäre es nicht ein kleinmüthiges Mißtrauen auf Gott, wenn man ihm so viel nicht zutrauen wollte? —

Da nun die beyden Vordersätze des Sailerischen Syllogismus so viel unrichtiges in sich fassen; so wird der Schluß daraus — auch logisch unrichtig und es ist nicht allein nicht unerlaubt, die Aufhebung des Cölibats zu wünschen, sondern auch sogar erlaubt, wider den Cölibat öffentlich zu schreiben und alles nach seinen Kräften beyzutragen,

was

was denselben zu stürzen vermag: Ja, wer einmal von allen den Abscheulichkeiten überzeugt ist, die er veranlast — Abscheulichkeiten, die im finstern schleichen, vor denen wir zurückschaudern und welche wir auch nur zu nennen uns nicht getrauen, für den ist es Pflicht, im strengsten Verstande Pflicht, die Aufhebung desselben zu wünschen.

Herr Sailer.

III. Nach der physisch-moralischen Reizbarkeit und Schwäche meines Herzens muß ich künftiger Geistlicher so denken, reden und handeln, als wenn der Cölibat nie aufgehoben würde.

Denn so bald ich mir eine falsche Hoffnung mache, der Cölibat könte doch aufgehoben werden, oder mich nur dem Wunsche ergebe: So bekommen die reizenden Gestalten ausser mir mehr Reiz für meine Ideen; die verführenden Bilder in meinem Einbildungsvermögen mehr Verführungs- die Reize im Körper mehr Empörungskraft wider den Geist; der Geist selbst wird in der Pflicht des Widerstandes gegen innere und äußere Reize immer mehr gleichgültiger, behandelt die Versuchungen nachgiebiger und wird durch Nachgiebigkeit und geringen Widerstand je länger je schwächer, will anfangs nicht und kan am Ende nimmer widerstehen und so übergiebt er endlich sich einer Leidenschaft und seinen Körper allen Verwüstungen hin,

hin, die, wenn sie nicht auf natürlichen Wegen befriedigt wird, durch unnatürliche Befriedigung täglich unbändiger und tobender wird, bis Körper und Geist zerstöret sind. Wenn ich aber so denke, so rede, so handle, als wenn der Cölibat nie aufgehoben würde; so werden die Reden eben deswegen züchtiger, die Blicke beschämter, die Geberden geordneter, die Lecktüre vorsichtiger, der Umgang behutsamer, der Widerstand standhafter, die Selbstbewachung entschloßner, der Sieg leichter werden. Und grade nur ein solcher Mensch, der seine Reden, Blicke, Geberden, Lektüre, Handlungen, Umgang, u. s. w. so zu mäßigen weiß, als wenn der Cölibat nie aufgehoben würde, der allein taugt in einem Stand, dem das Cölibatgesez würklich anhängt; ein Gesez, dessen Aufhebung er — nicht hoffen kan und als Geistlicher nicht wünschen darf. Diese Auflösung halte ich für wahr, sie ist allein zweckmäßig und äußerst wohlthätig; denn sie ist die rechte Freundinn des künftigen Geistlichen, da die entgegensezten Schriften ihm äußerst schädlich werden müssen. Um das Wohlthätige dieser Auflösung zu zeigen, will ich den Einfluß der gegenseitigen Meynungen auf die Moralität künftiger Geistlichen nur mit einem Worte berühren.

1. Wer immer den jungen katholischen Geistlichen durch angenehme Schilderung des Ehestands lockt und ihm zur Aufhebung des

des Cölibats Hoffnung macht, ist ein Unglükspropbet; denn er reizet eine Begierde, die so schwer zu bändigen ist, und zu deren erlaubten Befriedigung die politisch-kameralischen Verhältnisse keine Hoffnung übrig lassen; ja er reizt die Begierde in einem Alter, in dem sie keine Weckung bedarf.

2. Wer, bis etwa der Cölibat aufgehoben wäre, das desperate Mittel des Konkubinats, oder der geheimen Ehe, anräth, der ist ein falscher Prophet, der die schöne Bestimmung des Seelsorgers ganz hat aus den Augen verlieren müssen, um so eine fürchterliche Doctrin anzurathen.

3. Wer glaubt und glauben macht, dem Verfalle der Geistlichkeit werde dadurch aufgeholfen, daß man derselben Weiber giebt, der fängt die Bildung des Standes verkehrt an.

Es ist leicht, denkt sich Mancher, die Gegenmeinung zu widerlegen; aber damit ist mir nicht geholfen. Damit also meine Auflösung ganz praktisch werde, setze ich folgende 2. Fälle fest:

Ist das Band schon geknüpft? Ja, oder Nein.

I. Ja. Nun so bleibt dir nichts übrig, als den dritten Punkt meiner Antwort desto strenger und gewissenhafter zu befolgen und du wirst erfahren, wie Enthaltsamkeit durch Enthaltsamkeit erleichtert wird.

II. Nein. Nun so theile ich meine Freunde in drey Klassen:

1. Trauest du dir, nach reifer Ueberlegung, vor Gott Lust und Kraft gnug zu, den Buchstaben und Geist des Cölibats zu befolgen; so halte dich an die allgemein gegebne Antwort. Rede, denke, handle, als wenn der Cölibat nie aufgehoben würde.

2. Trauest du dir, nach reifer Ueberlegung, weder Lust noch Kraft zu, den Buchstaben und Geist des Cölibats zu befolgen; so achte Menschen nicht, Vater und Mutter, Obern und Lehrer nicht, und sieh dich um einen andern Stand um.

3. Bist du selbst noch unschlüssig, ob dir Lust und Kraft gnug nicht mangle, diesem Gesetze zu gehorsamen, so schiebe deine Entschließung in Gottes Namen auf, wähle dir einen Freund, dem du dein Herz offenbaren kanst, verdopple deine Gebethe, sey redlich mit dir — und es wird leichter werden in deiner Seele.

Sempronius allein.

Die falsche Hoffnung, daß der Cölibat noch aufgehoben werden dürfte, kan, mit den Schriften der Cölibatsfeinde, bey weitem einen so widrigen Einfluß in die Sitten der Geistlichen nicht hervorbringen, als Herr Sailer sich mit so vieler Besorglichkeit vorstellet. Um dieses zu beweisen mache ich einen Unterschied zwischen einem, der

 noch

noch geistlich werden will und einem der es würklich geworden ist. Der erstere kan ohne Erfahrung sich noch unmöglich jene Beschwerlichkeiten vorstellen, die in der Folge mit dem Cölibat verbunden sind; er hat seiner Jugend wegen noch völlig jene mannbare Fähigkeit nicht, recht zu urtheilen, zumal, wenn er, von dem Anfall eines heilig aufbrausenden Eifers, von dem Ansehn eines Lehrers, der immer die beste Seite zeigt und von der scheinbaren Richtigkeit der Cölibatslehre hingerissen, noch bey weitem jene Unannehmlichkeiten nicht ahndet, die ihm im künftigen Laufe seines Lebens bevorstehen. In dieser Verfassung wird der angehende Geistliche gewiß so reden, denken und handeln, als wenn der Cölibat nie aufgehoben würde; er wird sogar die Aufhebung desselben nicht einmal wünschen und sich allen Gegenmeinungen widersetzen; denn, wie könte er sonst den geistlichen Stand wählen? Eingenommen für die Einbildung eines den Engeln ähnlichen, ganz geistigen, Lebens und der daher abstammenden Heiligkeit eifert er wider alles, was ihm ein so schönes Leben verdächtig machen könte und aus heilgem Enthusiasmus für eine Sache, die ihm so löblich scheint, angeflammt, giebt er der Stimme der Cölibatsgegner kein Gehör und hält ihre Gründe nicht einmal einer Untersuchung werth: Sie sind in seinen Augen Ketzer und gottlose Leute. So wenigstens wird, so muß ein junger Mann in seiner Unschuld gesinnt seyn, der aus keinen Nebenabsichten sich zum geistlichen Stand entschließt, sonst

würde sein Entschluß bey der Kentniß des Cölibatgesetzes ein ewiges Räthsel, eine Würkung ohne hinlänglichem Grund seyn. — Für denjenigen aber, der aus Nebenabsichten geistlich wird, etwa, weil er eine einträgliche Pfründe schon besizt, oder mit Zuverlässigkeit zu erwarten hat, könte es eben von so mißlichen Folgen nicht seyn, falls diesem auch Hoffnung zur baldigen Aufhebung des Cölibats gemacht würde; denn ein solcher taugt ohnedem zum geistlichen Stande nicht, weil er nicht zur rechten Thüre hineingegangen ist und ihm das Priesterthum nur zur Beförderung seiner sträflichen Absichten, seiner Habsucht und seines Hangs zum gemächlichen Leben gedienet hat; daher er mehr als wahrscheinlich, auch ohne dieser Hoffnung, auf Ausschweifungen verfallen seyn würde. — Der junge Mann aber, der es, aus rechter Absicht, um seinem Nebenmenschen zu nutzen, sich selbst zu heiligen und seinem Gotte ungestört zu dienen geworden ist, kan, so lange er in dieser Verfassung bleibt, wie ich gesagt habe, nicht so leicht durch eine falsche Hoffnung zur Aufhebung des Cölibats getäuscht werden. Eben dis läßt sich auch sagen, wenn wir annehmen, daß er in der Folge seines Lebens bey seinem Enthusiasmus verbleibt; denn derselbe wird ihn auch auf immer taub und unempfindlich für die Stimme und Schriften der Cölibatsgegner erhalten. Allein es ist ein seltner Fall, daß der junge Mann im Seminario, unter der Zucht mit dem Manne in der Welt, im Amte und in

der

der Unabhängigkeit von unmittelbaren Aufsehern sich selbst gleich bleibt. Man begleite diesen so gebildeten und zum Priester geweihten Mann in die Welt und beobachte ihn in den verschiednen Auftritten seines Lebens, in seinem Amte, in den Geschäften, in den müßigen Stunden, in der öden Einsamkeit mit sich allein, in der Gesellschaft mit andern beiderlei Geschlechts, bey den eintretenden Versuchungen, mitten zwischen reizbaren Gegenständen, beym besondern Umgang mit seiner Haushälterin, nun weit von seinem Lehrer entfernt, dessen Ansehn ihm Ehrfurcht und damit auch Vorliebe für dessen Meynungen eingeflößt hatte u. s. w. — O! da wird sein Enthusiasmus bald wie ein Phantom verschwinden, die ganze Sache wird sich ihm in einem ganz andern Gesichtspunkte darstellen, er wird Beschwerden fühlen, die er sich nie vorgestellt hatte, Unannehmlichkeiten, die Seufzer in seinem Busen erregen; ein Joch, das er kaum zu tragen vermag und das er jezt — aber leider zu spät — eben gern wieder abwerfen möchte, als gern ers zuvor auf sich genommen hat; er wird finden, daß der Cölibat bey dem Stande, in dem er so nüzlich, so heilig und mit dem glücklichsten Erfolge selig zu werden dachte, der Cölibat, der ihm ein so engelreines Leben versprach, ihm grade das gröste Hinderniß bey allem diesem ist. Der gute Mann stellte sich in seiner Unerfahrenheit und Unschuld von einem heilgen Eifer hingerissen ein ganz geistiges Leben vor; aber er dachte nicht dar-

 an,

an, daß er auch einen Körper habe und daß ihm Gott, der Urheber des Menschen, mit Körper und Seele — eben sowohl natürliche Pflichten für den Körper, als für die Seele, aufgelegt habe. Ob nun schon jene diesen untergeordnet sind: So bleiben sie doch in ihrer Beziehung und am rechten Orte immerhin für den Menschen ihm obliegende Pflichten und eigentlich unzertrennbar von den Pflichten für die Seele. Diese grosse Wahrheit ward er dann erst in ihrem ganzen Umfang inne, da seine Neigungen zum andern Geschlechte, die anfangs bey seinem geistlich werden, verschiedner zusammentreffender Ursachen wegen, noch wie das Feuer unter der Asche geglimmt hatten, sich nach und nach entwickelten und nun desto mächtiger über ihn herstürmten, je unschuldiger, eingezogner und — wenn ich mich so ausdrücken darf — einfältiger, er zuvor gewesen war, und je weniger er auch nur die Möglichkeit einer solchen Verändrung bey sich vermuthet hatte. Er wollte sich, anstatt ein Mensch zu bleiben, zu einer höhern Natur, wozu Gott sein Wesen nicht eingerichtet hatte, zu der Natur eines Engels erheben und er sah sich — vielleicht zur Strafe, weil er klüger als Gott seyn wollte, in die Gefahr versezt, ein Teufel zu werden. — Daß dieses sich gemeiniglich und zwar bey den allerfrömmsten so zutrage, kan ich nicht allein aus fremder, sondern auch aus eigner Erfahrung, behaupten und da ich so eben den natürlich-psychologischen Ideengang und die Folge der Entschlüsse und Em-

Empfindungen eines Geistlichen beschrieb; so hab ich nichts weiter gethan, als die innre Geschichte meines eignen Ichs entworfen. — Aber wozu alles dieses? Es soll mir zu dem leidigen Beweise dienen, daß die falsche Hoffnung, der Cölibat könne noch aufgehoben werden, den allerwenigsten Einfluß in das praktische Betragen der Geistlichen habe; sondern daß dieses vielmehr am Temperamente, an dem stärkern oder geringern Gewicht der Grundsätze, die ihnen ehemals die Schule einflößte, vor jenen, die ihnen jezt die Erfahrung selbst darbeut, an den Gelegenheiten und tausend unnennbaren Umständen hange; daß die reizenden äusserlichen Gestalten auch ohne dieser Hoffnung, schon an sich zu viel Reiz über ihn, die verführenden Bilder in seinem Einbildungsvermögen, welche besonders die Einsamkeit entwirft, worin sich der Landpfarrer versezt sieht, schon an sich zu mächtige Verführungskraft, und die Reize im Körper gegen den Geist, da, wo man diesen ganz in seiner Kraft vergessen will, schon an sich und ihrer Natur nach zu starkes Empörungsvermögen haben, als daß nicht so Mancher in der angreifenden Arbeit des Widerstands gegen eine Neigung, die ihm der Schöpfer selbst eingepflanzt hat — die recht gebraucht so wohlthätig ist und die ganz verachtet sich als ein Rebelle zu rächen sucht — den Muth sinken lasse und sich endlich leider — weil es ihm verweigert war, seine Neigung auf natürlichen Wegen, erlaubter Weise und nach der allgemeinen Natur-

ordnung zu befriedigen — einer Leidenschaft und den Körper all ihren Verwüstungen hingiebt, die durch unnatürliche und gesezwidrige Befriedigung täglich unbändiger und tobender wird, bis Geist und Körper zerstört sind; mit einem Worte: Der Mensch ist seiner Natur und Bestimmung nach nicht für den Cölibat gemacht und wenn sich der junge Mann auch vorstellte, daß der Cölibat nicht vor dem jüngsten Tag abgeschaft werde; so wird er doch bey mehrerer Erfahrung anders denken, anders reden, anders handeln, als er beym Anfange seines geistlichwerdens gedacht, geredet und gehandelt hat. Die Züchtigkeit seiner Reden, die Bezähmung seiner Blicke, das Ordnen in seinen Geberden, die Vorsichtigkeit in seiner Lektüre, die Behutsamkeit im Umgange, das gesezte Wesen des Widerstands, die Entschlossenheit in der Selbstbewachung und endlich der Sieg selbst — alles dieses wird von tausend grossen und kleinen Vorfällen und Begebenheiten abhängen, die sich unmöglich alle bestimmen lassen. Wie leicht können seine Reden, Blicke, Geberden, Lektüre, Umgang, Handlung, die er beym Anfange seines Geistlich werdens durch Unerfahrenheit, Zucht, Erziehung, Ansehn des Lehrers, einseitige Begriffe, und einen Hang zur Andächteley so zu mäßigen wuste, als wenn der Cölibat nie aufgehoben würde und sich daher auch die ungezweifelte Vorstellung machte, sie immer so mäßigen zu können — in den verschiednen Auftritten seines Lebens ein ganz anders Ansehn bekommen?

Die-

Diesemnach ist es noch gar nicht allgemein wahr, was Herr Sailer sagt: Grade ein solcher Mensch, der seine Reden, Blicke, Geberden, Lektüre u. s. w. so zu mäßigen weiß, als wenn der Cölibat nie aufgehoben würde, nur der allein taugt für einen Stand, den das Cölibatgesez angeht. Nein! das ist nicht allgemein wahr. Er hätte hinzusetzen müssen: Der auch sein ganzes Leben hindurch, bis zum lezten Hauch, bey allen ihn umgebenden Gefahren und Gelegenheiten, sich bey dieser Mäßigung zu erhalten weiß. Wenn also auch der junge Mann im Seminario eine solche Mäßigung besizt, so ist noch die grosse wichtige Frage über, ob er sie immer behalten werde. Bleibt es dann nicht noch immer zweideutig, ob auch der frömmste Zögling für den geistlichen Stand taugt, oder wird Herr Sailer auch nur für einen einzigen aus dem seinigen gut sagen wollen? wie kan ers, da seine Zöglinge es für sich selbst nicht einmal können. Selbst diese immer bleibende Zweideutigkeit giebt sie nicht einen starken Beweis ab, wie unvernünftig es sey, den Cölibat mit einem ganzen Stande zu verbinden? — Oder belehrt uns die tägliche Erfahrung nicht auffallend gnug von dieser Zweideutigkeit? leuchtet sie nicht selbst aus der großen und ängstlichen Besorglichkeit des Herrn Sailers und aller Sittenrichter hervor*), indem sie alle

 ihre

*) Man unterlasse nicht, hier die Unterredung des Cyrus mit dem Araspes in Moses Mendelsohns philosophischen Schriften 2. Theil, 60ste, und folgende

ihre Beredsamkeit, alle nur erdenklichen Mittel und die feinsten Kunstgriffe anwenden, ja die fürchterlichsten Strafen verordnen, um ihre junge Zöglinge zu warnen und eine traurige Katastrophe bey ihnen zu verhindern? Hätten sie nicht eine Menge solcher traurigen Beyspiele vor Augen; so wäre eine so ängstliche Besorglichkeit freilich wohl unnöthig, ja in gewissem Betracht lächerlich; indem sie sich in einer Strasse schlügen, wo niemand zu Hause wäre. So lange uns also Herr Sailer nicht die gewisse Versicherung giebt, daß durch die Veranlassung des Cölibats in keinem Falle höhere Gesetze verletzet werden, und daß ein angehender Geistlicher von einer solchen Art zu denken, zu reden und zu handeln, bis zum lezten Hauch seines Lebens durch nichts anders umgestimmt werde, so lange kan seine Auflösung nicht für ausgemacht wahr, allein zweckmässig und äusserst wohlthätig gehalten werden: Vielmehr grade das Gegentheil; denn wollten Alle der Vorschrift des Herrn Sailers allgemein folgen und wollte niemand — auch nicht spekulativisch — anders denken, reden und schreiben, oder, in diesem Sinne handeln; so hätte kein besserer Kunstgriff erfunden werden können, um den Cölibat bis ans Ende der Welt fest zu gründen und ein Gesez zu erhalten, das doch so manchen unglücklich gemacht hat, noch macht und bis zum Ende der Welt machen würde; ein Gesez,

gende Seiten nachzulesen. Ich würde der Versuchung, diese Stelle hier abzuschreiben, nicht widerstanden haben, wenn sie nicht zu weitläuftig wäre. —

Gesez, wider das sich praktisch so viele — und wäre es auch nur einer, nur der Verlust einer einzigen Seele — vergangen haben, vergehen, und bis ans Ende der Welt vergehen würden, wenn man gleich spekulativisch ganz still davon schwiege. — Und diese Auflösung sollte so äusserst wohlthätig seyn? — In der That, die Vorschrift des Herrn Sailers scheint mir viel Aehnlichkeit mit jener des Mahomets zu haben: Glaubt, aber untersucht nicht. —

Nein! Ich bin vielmehr der Meynung, daß hier scharfsichtige Beobachtungen und Untersuchungen selbst für angehende Geistliche, sehr dienlich und heilsam sind, und zwar dis aus verschiednen Ursachen:

Erstens, weil durch die verschiednen Untersuchungen vor und wider den Cölibat doch endlich entweder der überwiegende Nutze oder Schade desselben einleuchten muß. Schon Vortheil gnug.

Zweytens, weil diejenigen Geistlichen, die in ihrem Enthusiasmus bleiben, wovon ich oben redete, keiner sonderlichen Gefahr dadurch ausgesezt werden, da sie entweder dergleichen Schriften gänzlich verachten, und sie zu den kezerischen rechnen;*) oder ihren Enthusiasmus

*) Wie groß aber hierunter die Heucheley sey, kan man, unter andern wunderbaren Erscheinungen, auch daraus schliessen, was mir selbst mehrmals bege-

mus für diese leichtere Prüfung leicht über- winden, da sie weit schwerere besiegt haben. Für jene aber, die schon durch Erfahrung anders belehrt auch würklich anders denken, reden und N. B. auch handeln, können die Schriften für den Cölibat und alle prakti- schen Regeln eben wenig besser, als die Schrif- ten wider den Cölibat, sie schlimmer machen. Ja für viele, die sich durch die Entwickelung der Gegengründe von der moralischen Erlaubt- heit ihrer Handlung überzeugen, können die Schriften wider den Cölibat von großem Nut- zen seyn — Denn wider den Cölibat han- deln würden sie einmal doch, wenn sie auch nie einen Frommberger und seines gleichen gelesen hätten; wenn aber eines seyn soll, so deucht es mir immer noch besser zu seyn, mit Ueberzeugung von der Erlaubtheit der Hand- lung — gesezt auch, daß es ein irriges Ge- wissen sey — zu handeln, als grade wider das Gewissen eine unerlaubte Handlung zu begehen. Kajus scheint mir ein besserer Mann zu seyn, wenn er mit fester Ueberzeu- gung die heimliche Ehe sey ihm in seinen Um- ständen erlaubt, zur Ehe schreitet, als er mir schei-

gegnet ist, daß nemlich der oder diejenigen, von de- ren unerlaubtem Umgang ich durch den allersicher- sten und untauglichsten Weg, nemlich durch den Weg des Selbstbekenntnisses überzeugt war, mich doch in öffentlicher Gesellschaft einen Ketzer schalten und dis zwar mit dem scheinbarsten Ernste, wenn ich etwas freymüthiger wider den Cölibat sprach. —

scheinen würde, wenn er wider alles Schreyen des Gewissens sich bey einer Hure legte. — Auch für angehende Geistliche habe ich gesagt, seyen diese Schriften nüzlich; denn entweder werden sie dadurch wankend in ihrem Entschlusse gemacht, oder nicht. Ist jenes, so ist es ein Glück für sie, daß sie noch zurücktreten können: Ist dieses, so sind sie hernach in keiner Gefahr mehr, von dieser Seite verführt zu werden und zu spät ihre einseitige Betrachtung zu bereuen. — O! möchten doch Professoren ihren Zöglingen nur recht frühzeitig die Binde von den Augen ziehn! dann würden wir zwar wenigere, aber bessere, Geistliche haben. — Doch dann vielleicht auch allzuwenige.

Herr Sailer könte mir einwenden: Daß Schriften, die Hoffnung zur Aufhebung des Cölibats machen, manchen Jüngling zur Erwählung des geistlichen Standes bestimmen könten, der es ohne dieser falschen Hoffnung nie würde geworden seyn. Es ist wahr; allein obschon viele wider den Cölibat zu schreiben anfangen und den Nutzen und die Nothwendigkeit der Aufhebung desselben zu beweisen suchen: So kenne ich doch noch eigentlich keine Schrift, die dazu positive Hoffnung macht, oder auch nur machen könte; daß folglich nicht so leicht einer auf ein so ungewisses Ohngefehr zu einem so verzweifelten Schritt verleitet werden könte und wer schon als Jüngling nach einer

einer Gattin sich sehnt, der wird sich durch eine solche ungewisse Hoffnung nicht täuschen lassen. —

Mein endliches Resultat von allem diesem ist: Wer da denken, reden und handeln kan, als wenn der Cölibat nie abgeschafft würde, der thue es; für den gilt, was Paulus sagt: Es ist euch besser, wenn ihr so bleibet wie ich — diesem schaden die Schriften der Cölibatsgegner nicht, indem sie ja vermuthlich im Cölibat bleiben, wenn er auch heute abgeschafft würde. Allein ich besorge, daß derer wenige sind; die mehreren aber, die sich nicht nach den Vorschriften des Cölibats betragen, die werdens auch bey der gewissesten Vorstellung nicht thun, daß der Cölibat bey ihren Lebzeiten unmöglich abgeschafft werden könne, also schaden auch diesen jene Schriften nicht. Für diese müste aber wohl freylich das andre gelten, was ich eben mit Paulus sage: Es ist besser heirathen, als Brunst leiden — ein jeder habe sein Weib, auch der Unenthaltsamkeit wegen u. s. w: —

Endlich man kan spekulativisch wider den Cölibat schreiben und die Nothwendig- und Nüzlichkeit der Aufhebung desselben mündlich und schriftlich vertheidigen, ohne daß man praktisch dawider handle, wie Lauber und mehrere gethan haben, und jenes kan für den, der Fähigkeit dazu hat, wesentliche Pflicht der Nächstenliebe — wesentliche Religions-Pflicht werden. Hieraus leite ich folgende Erwegungen als Schlußfolgen her:

1. Also

1. Also können die entgegensezten Meynungen auf die Moralität künftiger Geistlichen keinen schädlichen Einfluß haben, sie werden eher noch das gute bewürken, daß mancher zur rechten Zeit noch zurückgehalten wird. Keiner ist ihnen ein Unglüksprophet; weil der allzuwenige Kentniß von der verwickelten Lage unsrer Staaten haben, ja auch ein Narre seyn müste, der ihnen zuverlässige Hoffnung machte, daß der Cölibat, nach Verlauf von zehn, zwanzig, oder auch sogar dreissig Jahren aufgehoben werden dürfte.

2. Wer das desperate Mittel des Konkubinats, oder der geheimen Ehe, anrieth und dazu Proselyten machen wollte, auch diejenigen dahin zu verführen suchte, die in der Unschuld leben, wiewohl das kaum möglich ist — Der wäre ein falscher Prophet; weil er wider die ausdrückliche Lehre des H. Paulus handelte, welcher will, daß sie so bleiben sollen.

Wer dis verzweifelte Mittel dem anrieth, der würklich desperat handelt und im Begriff steht, ein ausschweifender Wollüstling zu werden und seinen Körper und Geist zu zerstören, der wäre ein falscher Prophet und riethe eine fürchterliche Doctrin an. Dis leugne ich, oder man müste den Apostel Paulus einen falschen Propheten nennen, weil er anräth: Es ist besser heirathen, als brennen, geschweige denn huren und herumhuren, wie es die erste beste Gelegenheit giebt; oder würde die-

dieses weniger mit der schönen Bestimmung des Seelsorgers streiten, als jenes? Ich dächte doch, dieses.

Aber ein solches verzweifeltes Mittel brauchen, wäre unerlaubt. Man müste einen solchen zu seinen Pflichten zurückweisen — wird Herr Sailer sagen. — Aber, ach! ist das eine so leichte Sache? Ich will eher einen Freygeist, als einen sinnlich gesinnten Priester bekehren. — Ich frage Sie also Herr Sailer! frage sie feyerlich, was zu thun, wenn alles ermahnen, alles zurückweisen nichts hilft? Ihn seinem Schicksal überlassen? Das wäre lieblos; ihn in den Kerker schliessen? dafür sind Sie gewiß zu gütig und milde, und auch zu klug um nicht einzusehn, daß er dadurch zwar hartnäckiger, aber im Grunde nicht bekehrt würde. Ihn seines Amtes entsetzen, aber auch damit wäre ihm nicht geholfen, weil er des Priesterthums wegen doch nicht heirathen durfte; um nun den Fall noch bestimmter zu machen, so nehme man an, daß einer in Geheim ganz verzweifelt handelnder ihr Beichtkind sey, daß er nach allen Versuchen und vorgeschlagnen Mitteln derselbe bleibe und er Ihren Rathschlägen immer die Einrede entgegen setze: Man sollte mich heirathen lassen, so hätte ich so zu leben nicht nöthig, ich kan meine unbändige Natur nicht zwingen, so heilig ich mir es auch oft vorgenommen habe u. s. w. — Was da zu thun,

was

was da zu rathen, um eine Seele zu retten? denn ich möchte doch um alle Güter in der Welt willen nicht diese so verirrte Seele ihrem Schicksal übergeben, oder sie, wie unsre Mönche thun, für eine Kanne Wein jedesmal absolviren und mit Sieben Vater unser, oder einem miserere, in Ruhe gehen lassen. Ich bitte um Belehrung, Herr Sailer! weil ich mir würklich als Beichtvater nicht zu helfen weiß, wenn ich nicht den Rath des H. Paulus benutzen soll.

3. Wer glaubt und glauben macht u. s. w. — *) Das verstehe ich nicht, es ist mir zu gelehrt; ich sage also nichts weiter darauf, als, daß er doch die Bildung des Standes an einem Orte anfange.

H. S. Es ist leicht, die Gegenmeinung zu widerlegen, denkt mancher.

Sempr. So! Ich auch.

H. S. Aber damit ist mir nicht geholfen.

Sempr. Mir auch nicht. Und doch halte ich es, sobald ich von der Schädlichkeit des Cölibats überzeugt bin, für Pflicht, für die strengste Pflicht, diese Schädlichkeit anzuzeigen und für mich nach meiner innern Ueberzeugung zu leben.

Und nun zur ganz praktischen Auflösung der übri-

*) S. oben Seite 97. 98. zu Seite 113. 14. 20.

übrigen Grundsätze des Herrn Sailers*).

Ist das Band schon geknüpft? Ja, oder Nein.

I. Ja. Nun u. s. w.

Sempr. Gut; wären aber nur nicht so viele, deren Unenthaltsamkeit auch durch Unenthaltsamkeit vermehrt würde, so viele, die wenig an den dritten Punkt denken; nur nicht so Manche, die zur ausschweifenden Wollust übergehen! dann ließ ich die Aeußerung: nun so bleibt mir nichts mehr übrig — gern gelten. Man lese meine obigen Bemerkungen über den 3ten Punkt wieder nach.

II. Nein! nun so theile ich meine Freunde in drey Klassen.

a. Trauest du dir u. s. w. —

Sempr. Reife Ueberlegung bey einem noch unreifen unbärtigem Manne, der noch halb Jüngling ist, in einer Lage, wo sich tausenderley Umstände — ein gewisses jugendliches und rühmliches Feuer nüzlich zu werden, ein gewisser Hang zur Andächteley, die diesem Alter des so gebildeten und bewachten Jünglings so leicht eigen ist, Vorliebe für die Meynungen seines Lehrers, Ehrfurcht für Aeltern, die ihn schon von der Wiege an dazu bestimmt und gestimmt haben, um ihn ihrem Geize zu opfern, Mangel an bessern Aussichten, weil er sich einmal auf keine andre Brodtwissenschaft als auf die Theologie gelegt hat — oder Hang zur

*) Die Absätze, wovon hier nur der Anfang bemerkt wird, lese man oben erst nach.

zur Gemächlichkeit, zum Stolze, zum Geize, Nepotismus, oder Hang zur Erhebung seiner Familie, selbst mitleidiger Wunsch, seinen lieben alten Aeltern beyspringen zu können — lauter Dinge, die, oder deren Befriedigung man im geistlichen Stande am zuverläßigsten zu finden hofft — auch jugendliche vorüberrauschende Leichtfertigkeit, ohne alle Ueberlegung, und wer kan alle die geheimen und feinsten Triebfedern, die wohl eine eigne Psychologie verdienten, aufdecken, welche sich alle vereinigen, die Wahl des jungen Manns zu bestimmen und durchzusetzen. Und wie mächtig, wie ohne alle Hinderung, können diese Triebfedern würken; da das rastlose und mit Gewalt erzwungne Studieren, die Isolirung von den Gesellschaften, Erziehung und Temperament, die Neigung fürs andre Geschlecht — entweder ganz und gar wie bey mir der Fall gewesen ist — oder doch zum Theil im Schlummer erhalten haben. Reife Ueberlegung — in ihrem weitesten Sinne, wie Herr Sailer zu sagen pflegt — bey einem Halbmanne von aller Erfahrung entblößt, in einer solchen Lage und in solchen Umständen scheint mir beynahe ein Unding zu seyn. Ich will hier nicht wiederholen, daß der angehende Geistliche, der sich auch bey der reiflichsten Ueberlegung vor Gott Lust und Kraft zutrauet, beydes nachmals gar leicht verlieren könne; ich will mich auch hier auf die Frage nicht einlassen, ob Gott gerade **ihm** zur Erhaltung des Cölibatgesetzes immerwährende Kräfte gnug versprochen habe und ihm also jene

ausserordentliche mächtige Gnade verleihen werde, die dazu nöthig ist: Ob ein solches Zutrauen nicht eben sowohl eine Vermessenheit sey, als wenn sich einer, dem es einfiele, die Rolle eines Gaßners zu spielen, sich vor und durch Gott Lust und Kraft gnug zutrauete, alle Krankheiten ohne Unterschied, durch ein Wort des Glaubens, zu heilen und Wunder zu würken. — — Ich sage nur, daß die allerwenigsten diese Frage mit jener Feierlichkeit, mit jenem Ernste, den die Wichtigkeit dieser Sache fodert, mit jener anhaltenden Geduld, mit jener alles durchgrübelnden Vorsicht, mit jenem innigen herzlich-anhaltenden Gebeth — ohne allem fremden Einfluß, ohne aller geheimer Würkung fremder Triebfedern — vor Gott und nur blos allein vor Gott sich selbst vorlegen — *das* thun gewiß die allerwenigsten — und der fromme unschuldige, der es endlich noch thut, handelt doch ohne Erfahrung. — Möchte man doch die jungen Leute von ihrem drey, vier biß fünf und zwanzigsten Jahr an mit dem bloßen Predigtamte, ohne sie vorher zum Subdiaconat zu weihen — etwa bis zu ihrem 32sten oder bis zu demjenigen Jahre, in welchem unser Herr Jesus Christus sich als ein Abgesandter Gottes, als ein Erlöser erst öffentlich der Welt zeigte und sein eigentlichstes Amt, wozu ihn sein himmlischer Vater gesandt hatte, anfing — nemlich mit dem 33sten in die Welt senden; möchte man ihnen diese Jahre zur praktischen Vorbereitung, gleichsam zum Bedenken, zum Novitiat vergönnen, und

sie

sie dann erst, nach wohl überstandner Prüfung und einem untadelhaften Leben, zur geheiligten Weihe zurückrufen und die indessen vakant gewordnen Benefitien und öffentlichen Aemter denjenigen ertheilen, die sich am rühmlichsten betragen hätten. Das wäre noch von würklichem Nutzen; denn in dieser Schule der Erfahrung würden, nach gelegtem Grunde der Theorie, die jungen betriebsamen Männer an der Hand eines alten lange praktisirenden Führers — nicht allein mehr vorsichtige Klugheit und praktische Weisheit zur Beförderung andrer und eigner Glückseligkeit erlernen, als in dem wohlgeordnetestem Seminario unter der Leitung solcher Professoren, die mit aller ihrer Gelehrsamkeit doch die Erfahrung eines alten Landpfarrers nicht ersetzen, sondern durch diese Maaßregel würde auch sehr dem Unheil vorgebeugt werden, das jezt der Cölibat anrichtet: Ein Vorschlag, mit dem jene geahndeten Uebel keineswegs verbunden wären, für die Herr Sailer und Schlösser so sehr besorgt sind — und der sich mit einiger Vorbereitung und Ueberlegung gar wohl in Ausübung bringen ließ. Oder möchte man doch den mißvergnügten Geistlichen jene geringe Freyheit wenigstens erlauben, ihre Würde des Priesterthums und ihres Amtes ablegen und dann gleichsam als Abgesezte, nach ihrem Gutdünken und Bedürfnisse handeln zu dürfen, wie es vor diesem noch in dem mittlern Zeitalter vor Gregor dem Sechsten war. — Aber leider! da würde es vielleicht bald wieder an Ar-

beitern im Weinberge des Herrn mangeln, und es sich ausweisen, wie unzuverlässig jenes erste Vertrauen auf sich selbst war.

2. Trauest du dir — weder - - noch. —

Sempr. Hier erinnere ich Sie, Herr Sailer! an den Grundsatz, den Sie in ihrer Glückseligkeitslehre mehrmals recht treffend angebracht haben: Die leichteste und auffallendste Wahrheit ist gemeiniglich am allerbeschwerlichsten in der Ausübung. — Hat dieser Grundsatz irgendwo seine Richtigkeit, so hat ers hier; denn wer weiß es nicht, was Erziehung und vorgefaste Meynung, was Menschen als angebetete Gönner und Freunde betrachtet, was Eltern und Lehrer nicht alles über das Herz des Jünglings *oder* Halbmannes vermögen? Welch einen mächtigen, beynahe möcht' ich sagen — unwiderstehlichen Einfluß — Erziehung, Freundschaft, Umgang, Vorurtheile auf das Willensvermögen haben? O! es ist leicht gesagt: achte Menschen nicht, Vater und Mutter, Obern und Lehrer nicht; aber nicht leicht gethan: Wahrhaftig, man fordert vom weichherzigen Jünglinge, der sich in einem Gedränge sieht, wo zur Herauswickelung aus demselben mannbare Kräfte nöthig sind, vom Jünglinge zu viel. —

Woher kommt es: daß sich aus dem kleinen Landstädtchen, worin sich ein Mönchskloster befindet, welches die fünf untern Schulen mit Leh-

rern

rern versieht, so viele Kinder zum Mönchstand entschliessen; da hingegen aus jenem Landstädtchen, worin kein Kloster ist und in deßen Nähe sich auch keins befindet, kaum einer ein Mönch wird, besonders, wenn auch keine Kinder aus diesen bey den Mönchen in die Schule gehn? Ich habe diese Erfahrung wenigstens bey meiner lieben Vaterstadt gemacht, wo es deswegen, weil die Bürgersöhne größerntheils Vikarien und Mönche werden, von Demoisellen wimmelt, die alle gern Männer hätten und deren Eltern sie überaus gerne versorgt wünschten; ich habe bey dieser Erfahrung gedacht, daß hiebey das motto des Ovid sich sehr wohl anbringen ließe: quot cælum, stellas, tot habet Roma puellas — (Demoisellen gnug, aber keine junge Herren!) Wer nur etwas beobachtet, der wird diese Erscheinung auch bey ähnlichen Umständen wahrnehmen und auch leicht den Grund davon anzugeben wissen. Nihil sine ratione sufficienti, sagt der Philosoph. Dieses Phänomen steht noch immerhin in Analogie mit dem Räthsel, warum so mancher auch wider seine geheime Neigung, die er gleichsam sich selbst zu verbergen sucht, den geistlichen Stand ergreifft und mit aller Gewalt dieser geheimen Abneigung Stillschweigen gebeut. Möchte sie sich in unsern Zeiten doch nur immer ungleicher werden, diese Analogie! aber, wer kan das mit Zuversicht hoffen?

3. Bist du selbst noch unschlüßig u. s. w.

Sempr. Da läßet sich nicht wohl aufschieben, wo das Brodtverdienen für Manchen so dringend wird, und er — weil ihn seine Eltern nicht länger unterstützen können, auch öfterer, um ihn desto eher und gewisser zum geistlichen Stand zu bringen, nicht mehr Unterhalt geben wollen — entweder darben, oder sich übereilt und gleichsam unschlüssig entschliessen muß; zu geschweigen, daß die Welt selbst auch wohl nicht ganz unbillig eine Art von Schande auf einen Mann wirft, der sich zu nichts entschliessen kan; oder auch sogar oftmals der Lehrer auf die eine oder die andre Entschliessung dringt. — Mir einen Freund wählen, dem ich mein Herz offenbaren kan? — O mein lieber Sailer! wie selten, wie überaus selten sind Freunde, die in dieser kritiquen Sache zu rathen und zur Entfaltung des menschlichen Herzens geschickt — wie überaus selten solche, die aufrichtig gnug sind, ihre eigne und mehr noch ihrer Mitbrüder Erfahrungen, grade so wie sie sind, für den jungen Mann aufzudecken. Der Mann mit vorgefaster Meynung gegen den Cölibat, so ehrlich und gut ers auch meynt, ist hier ganz der unrechte Rathgeber; denn er wird sich nur bestreben, dem jungen Mann eine Binde vor die Augen zu ziehn, damit er, der zuvor noch etwas sah, nun nichts mehr sehe und völlig blind werde. Der Mann nur, welcher die Abscheulichkeiten kennt, die im Finstern

schlei-

schleichen, und aufrichtig gnug ist, dieselben dem Auge des Unerfahrnen offen zu legen, und stark gnug, ihm alle die Gefahren und kommenden Beschwerden anschaulich zu schildern, die gemeiniglich mit dem Cölibat verbunden sind: Der Mann nur ist hier der ächte Rathgeber. Denn, schlägt der Rath an, so ist für den jungen Mann wohl nichts dabey verloren, weil er auch in jedem andern Stande glücklich seyn und selig werden kan. Schlägt er aber nicht an, so ist sein Beruf — die Nebenabsichten hier ein wenig bey Seite gesezt — zum geistlichen Stand desto zuversichtlicher, je dringender und anschaulicher die Vorstellungen des Freundes waren, der ihn davon abrieth. Aber ein Freund dieser Art mit der Aufrichtigkeit, mit dem warmen Interesse für das künftige Wohl seines jungen Freundes, — wo wird ihn der junge Mann finden? Glücklich, junger Philosoph, wenn du ihn antriffst, diesen Freund! Ich sage: Philosoph — denn der Theolog findet ihn, wenn er ihn endlich auch antrift, gemeiniglich schon zu spät; hat dieser aber schon ein paar Jahre mit Ausschliessung einer andern Brodtwissenschaft die Gottesgelehrsamkeit studiert, so bekommt diese als Brodtwissenschaft schon zu viel Einfluß in seine Wahl, und dann behält dieser gar oft gegen alle Vorstellungen seines eignen Herzens sowohl, als die eines Freundes, zum Frohlocken und Hohngelächter der Hölle, das völlige Obergewicht. Daß dieses nur leider allzuwahr sey, davon hab ich mich durch selbst-

gemachte Versuche schon überzeugt. Dem jungen Theolog N. der mit mir in Verbindung stand, mich oftmals besuchte und zu mir, als zu seinem Freunde, ein uneingeschränktes Vertrauen hatte, legte ich unter andern auch die Frage vor: Warum er sich zu einem Stand zu entschliessen gedächte, der mit so vielen Beschwerlichkeiten verknüpft wäre und ob er nicht als Bauer auf einem guten Erbe (das sein Vater besaß), glücklicher gelebt hätte?

N. Freylich vielleicht wohl glücklicher — allein das Erbe besizt nun mein Bruder. Meine Eltern haben mich mit vielen Unkosten studieren lassen. Ich habe mich, ihrem Willen gemäß, auf die Theologie gelegt; was soll ich nun in der Welt anders beginnen? Ich denke, so viele haben es in diesem Stande aushalten können, warum ich nicht auch.

Ich. Es habens so viele nicht ausgehalten, mein Freund! als Sie Sichs wohl vorstellen. Sie kennen ja den, den und den wohl und vermuthlich auch sein niederträchtiges Betragen. Schliessen Sie daraus aufs Ganze. Das Betragen dieser Leute ist offenbar: Glauben Sie, daß alle übrigen im geheim so heilig sind, als sies äusserlich scheinen? O! es ist nicht alles Gold, was glänzt, und in den oft aufs schönste übertünchten Gräbern liegt oft die abscheulichste Fäulniß verborgen.

N. Al-

N. Alles schon gut; aber ich glaube meinem Professor welcher mir und seinen Schülern versichert hat, dazu sey am wahrscheinlichsten unser Beruf, wozu wir uns einmal am fähigsten gemacht hätten; ich glaube dis nun um so mehr, weil ich doch keine andre Aussichten mehr vor mir sehe.

Ich. Ey! was die Aussichten betrift; so ist für Sie noch Brodt in der Welt, gehen Sie auf ein Komtoir und dergl.

N. Ach! dazu wird auch Zulage und Geld erfordert. Woher aber dieses? Von meinen Eltern gewiß nicht, denn die würden mir spinnefeind werden, würden sich über mich zu Tode grämen. Der Gedanke wäre mir um alles in der Welt der unerträglichste; denn ich liebe sie, sie haben mich nach allen ihren Kräften unterstüzt, mich studieren und es sich um mich recht sauer werden lassen. Und nun sollt ich ihrer Absicht nicht entsprechen? Nein! das kan ich nicht, gnug, ich bleibe bey meinem einmal gefasten Vorsatze.

Ich. Ihre Denkungsart ist rühmlich, mein Freund! aber mein Lieber! was würden Sie dann thun, wenn Sie 1000. Rthlr. reich wären, oder Sich mit einem hübschen Mädchen so viel durch die Heyrath erwerben könten und dieses ihren lieben Eltern angenehm wäre? Auch dann noch geistlich werden? —

N. O! sie reden von schönen Dingen, die aber leider! für mich nicht zu erwarten stehen.

Ich. Nun — und wenn sie zu hoffen wären?

N. zog hier die Schultern und schwieg. — Was aber sein Herz sprach, kont ich ganz deutlich in seinen Mienen eben wohl lesen, als ebs sein Mund gesagt hätte. Er ging, nachdem ich ihm noch einige andre Vorstellungen von der Wichtigkeit seines Vorhabens gethan hatte, mit sichtbarer Unruhe von mir. Mein Freund! sprach ich beym Abschiedsnehmen zu ihm — Beten Sie fleißig zu Gott, und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Bleiben Sie Ihrem Vorsatze getreu, so werden sie in Ihrem zukünftigen Leben noch oftmals an mich und an die Stunden unsrer heutigen Unterredung zurükdenken. — Meine Vorstellungen hatten bey ihm in der That so viel gewürket, daß er die Weihe, welche er diesen Quatertember zu nehmen gesinnt war, vorerst noch aufschob. Allein, weil dieses Zögern seine Eltern kränkte und meine wohlgemeinten Vorstellungen durch die Zeit, mehr noch durch andre Rathgeber geschwächt und in Vergessenheit gebracht wurden; so ließ er sich den nächsten Quatertember ordiniren. Er ward darauf Kaplan bey einem Pfarrer in einem Landstädtchen. Man denke ja nicht, daß ich Unwahrheit sage, wenn ich meinen Lesern versichre, daß dieser junge Mann, nach kaum verflossenen zwo Jahren, mir

mit

mit bittern Thränen seine Unzufriedenheit klagte, daß er es ewig bereue, meinem Rathe nicht gefolgt zu seyn; daß ich, und nur ich allein, es gut mit ihm gemeint haben müße, weil er erst, aber leider zu spät, zu seinem Unglück meine damaligen Erinnerungen nur allzuwahr finde, und ihm keiner das so aufrichtig als ich vorgestellt habe; daß er an so etwas nie gedacht hätte, wenn ers nicht jezt würklich selbst erführe u. s. w. Bey diesem war also mein wohlmeinender Rath zu spät gekommen. Aber bey einem gewissen jungen Philosophen, einem wohlgebildeten Jünglinge, der im Begriff stand, zur Gottesgelehrsamkeit und deren Studio überzugehn, kam ich noch früh gnug; er lenkte wider ein, was er ohne meinen triftigen Vorstellungen vielleicht niemals, und zwar um desto weniger gethan haben würde; weil auch der Wunsch seiner Eltern, ihn geistlich zu sehn, seine Ehrfurcht für dieselben und zuverläßige Hoffnung zu einer einträglichen Pfründe mit im Spiel waren. Ich halte mich überzeugt, daß das Mädchen, welches einst seine Gattin wird, mir es verdanken werde; und mehr noch — er selbst. Zum Beschluße muß ich noch eben bemerken, wie ungerecht es sey, wenn der in seinen Wünschen hinlänglich befriedigte Ehemann, oder der Naseweise, den klagenden Geistlichen sogleich mit der weisen Erinnerung begegnet: Ey! warum sind Sie dann geistlich geworden, warum sind Sie nicht aus dem

Stande herausgeblieben, sie hätten das eher wissen sollen u. s. w. — Ich denke, einem jeden biedern Manne wird das ungerechte und kränkende dieses Vorwurfs, ohne darüber viele Worte zu machen, von selbst einleuchten. Der Ehemann stelle sich in die Lage des Geistlichen, und der Naseweise vergleiche die jetzige Lage desselben mit derjenigen, worin er war, als er sich zum geistlichen Stand entschloß. Die Herrn Vertheidiger des Cölibats machen Wunder viel Aufhebens von der Freyheit, welche die Kirche einem jeden in der Wahl dieses Standes läßt. Keiner wird ja gezwungen, sagen sie; einem jedem wird ja seine völlige Freyheit gelassen u. s. w. Was hat man denn so viel über Zwang zu klagen? Sie wissen neun und neunzig Vergleichungen zu machen, wovon doch im Grunde keine einzige Probe hält, um diese gepriesene Freyheit zu beschönigen. Allein, meine Herren! wollten Sie doch den natürlichen Gang des menschlichen Herzens schärfer ins Gesicht fassen! wollten Sie doch vom Menschen reden, so wie er ist und sich von seiner Freyheit nicht einen so ganz abstrakten Begriff machen: Dann würden Sie so manche Phänomene zu erklären wissen, die in ihrem System unerklärbar sind; dann würden Sie finden, daß es geheime Sachwalter gebe, die das Herz der Menschen hinterlistig gefangen nehmen, und unnennbare Fesseln, die fester als diamantne Ketten binden... Frey-

heit,

heit, sagen Sie, meine Herren! freye Selbstwahl des Cölibats, ungezwungner Wille zur ewigen Enthaltsamkeit? O! diese Freyheit, Selbstwahl, ungezwungner Wille, kommt mir nicht viel anders vor, als die Wahl eines Kaufmanns, der sich mit einem zu schwer beladnen Schiffe auf dem Meere befindet, und in Gefahr kommt, unterzusinken, indem er die Waaren, um das Schiff zu erleichtern, zur Errettung seines Lebens ins Meer wirft, so sieht er denselben mit einem erbärmlichen Blicke nach; er möchte gern beydes, das Leben und auch die theuren Waaren, erhalten. Da er aber diese nicht erhalten kan, ohne jenes zu verlieren, so entschließt er sich endlich — wider seinen Willen, wie wir zu sagen pflegen, die Waaren ins Meer zu werfen. Sollt es nicht so ohngefehr auch um die Freyheit, Selbstwahl und ungezwungne Willensmeynung der allermeisten Geistlichen aussehen? Setzet für das Leben des Kaufmanns eine reiche Pfründe, oder auch überhaupt nur ein gewisses Brodt — das liebe Brodt! — und anstatt der theuren Waaren ein artiges Mädchen — und wie vieles positves und negatives kan man nicht noch in die Schaale zulegen, worin die Pfründe und das liebe Brodt liegt, wie viel positives und negatives noch aus derjenigen hinwegnehmen, worin das artige Mädchen liegt. Sodann vergönnt es mir, die Freyheit,

Selbstwahl, den ungezwungnen Willen der Geistlichen zur ewigen Enthaltsamkeit immerhin — ein Phantom, ein Gaukelspiel, eine abstrakte Idee ohne Würklichkeit zu nennen, so wie auch ihre Enthaltsamkeit nichts weiter als alles dieses ist.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Freymüthige Bemerkungen über die Pastoralvorlesung des J. M. Sailer ...
das Verhalten der Geistlichen in Rücksicht des Cölibatges. betreffend

Freyburg 1792

J.can.p. 112
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10544360-0
VD18 14396092-001